Cantoni der Freiwillige.

Geschichtlicher Roman

von

General Giuseppe Garibaldi.

Deutsche Ausgabe.

Erster Band.

Wien, Pest und Leipzig, 1870.
A. Hartleben's Verlag.

Vorrede

zu meinen geschichtlichen Romanen.

Da ich nicht auf andere Weise thätig sein kann, so habe ich zur Arbeit mit der Feder greifen zu müssen geglaubt.

Drei Gründe sind es, die mich vorzugsweise hierzu bestimmt haben.

Erstens wollte ich Italien an viele seiner Heldensöhne erinnern, welche ihr Leben auf den Schlachtfeldern für das Vaterland gelassen haben. — Einige davon sind allgemein bekannt und es sind dies vielleicht die hervorragendsten; viele aber schlafen vergessen, obschon sie ebenfalls verdienten, daß man ihnen ein dankbares Andenken bewahre. Ich betrachte dies als eine heilige Pflicht.

Zweitens wünschte ich mich mit der italienischen Jugend über die von jenen Helden vollbrachten Thaten zu unterhalten und ihr einzuschärfen, daß es ihr obliegt, das angefangene Werk zu vollenden, indem ich zugleich in gewissenhafter und wahrheitgetreuer Weise die Schändlichkeiten und Verräthereien der Regierenden und der Priester darlege.

Drittens lag mir daran, von meiner Arbeit einen ehrlichen Gewinn zu ziehen.

Dies sind die Ursachen, welche mich bewogen haben, als Schriftsteller aufzutreten.

Ich erzähle in meinen Schriften fast ausschließlich von den Todten, von den Lebenden so wenig als möglich, und halte mich hierbei an das alte Sprüchwort, welchem zufolge die Menschen am besten nach ihrem Tode zu beurtheilen sind.

Der Wirklichkeit des Lebens überdrüssig, habe ich für meine Erzählungen die Form des geschichtlichen Romans gewählt und daran wohlgethan zu haben geglaubt.

In Allem, was der Geschichte angehört, glaube ich treuer Dolmetsch gewesen zu sein, wenigstens insoweit als dies möglich ist; denn man weiß, besonders was Kriegsereignisse betrifft, wie schwer es ist, dieselben mit Genauigkeit zu berichten.

In Bezug auf den romantischen Theil meiner Arbeit würde ich, wenn ich mich hinsichtlich des Historischen nicht competent wüßte und nicht durch die Unerträglichkeit der Laster und Ausschreitungen des Priesterthums und seiner Gönner herausgefordert fühlte, nicht gewagt haben, das Publicum in einem Zeitalter zu belästigen, in welchem ein Guerazzi und ein Victor Hugo Romane schreiben.

Uebrigens schreibe ich, stets zur Toleranz geneigt, mehr aus Haß gegen das Uebel, an welchem die heutige Gesellschaft leidet, als gegen die Menschen, welche sie unter dem Namen von Dienern Gottes und der Krone repräsentiren.

Caprera, am 15. December 1869.

G. Garibaldi.

Erstes Capitel.

Cantoni, der Freiwillige.

Schön wie der im römischen Museum zu schauende Apollo von Phidias und stark wie Milo von Kroton, der einen Stier mit einem Faustschlage erlegte, erregte Cantoni, der muthige Freiwillige von Forli, als er an der Spitze seiner Kampfgenossen den Feind Italiens angriff, die allgemeine Bewunderung der Männer eben so wie die der Frauen — der Frauen, welche einen schönen tapfern Mann wohl zu würdigen wissen.

Ueberhaupt übte er auf die Frauen jenen wonnigen Zauber, gegen welchen die von Sklaven und Eunuchen des orientalischen Despotismus bewachten eifersüchtigen Mauern des Harems nichts vermögen, jenen Zauber, welcher das schwächste, das stärkste, das tugendhafteste, das verworfenste, seiner Bestimmung nach aber vollkommenste der Wesen, mit welchen Gott die Familie der belebten Geschöpfe auf dieser Erde geschmückt hat, an das Schicksal seines Ideals fesselt.

Es giebt Menschen, welchen Du Dich, wie theuer Dir auch das Leben sein mag, anvertrauen würdest, wie der Mutter, die Dich unter ihrem Herzen getragen.

Einen solchen Menschen bellt Dein treuer Haushund nicht an, und Deine Kinder, welche ihn zum ersten Male sehen, drängen sich zwischen seine Knie und bitten ihn um eine Liebkosung. Seiner tugendhaften Freundschaft vertrauend, verfolgst Du Dein Weib nicht mit den Blicken der Eifersucht und des Argwohns. Wehe dem Verwegenen, der in seiner Gegenwart Deinen guten Ruf anzutasten wagte.

Und wenn jemals Unglück und Mißgeschick Deine Seele niederbeugen, so wird der Freund mit Dir sein Brod theilen und Dir dankbar dafür sein, daß Du vorzugsweise seine Hülfe in Anspruch genommen hast.

Ein solcher Mensch war Cantoni, der Lieblingssohn der Romagna, der Freiwillige Cantoni. Er war Freiwilliger, aber nicht Soldat. Er diente Italien und nur Italien oder der Sache der unterdrückten Völker. Er diente der italienischen Nation, aber nicht ihren Regenten, die alle mehr oder weniger Tyrannen waren und sich mehr oder weniger vom Ausland beherrschen ließen.

Als der Krieg beendet war, widmete Cantoni sich der Bewirthschaftung seines nicht großen, aber für seinen Lebensunterhalt hinreichenden Grundbesitzthums. Dieses bebauete er mit Fleiß und Ausdauer, denn die Früchte seines Schweißes genügten ihm zur Befriedigung seiner Bedürfnisse.

„Wer sich seinen Verhältnissen und Mitteln anzupassen weiß, ist niemals arm," dies war der Wahlspruch, den ihm sein rechtschaffener Vater eingeprägt hatte und dessen er stets eingedenk war.

Vergebens hatten die in die schöne martialische Gestalt des italienischen Achilles verliebten Soldaten von Profession versucht, ihn zu bewegen, einer der Ihrigen zu werden. Er weigerte sich entschieden, die Zahl der modernen Wegelagerer zu mehren, welche, um ihre vielen Bedürfnisse zu befriedigen, sich genöthigt sahen, Nacken und Knie vor dem neuen und mächtigen Feudalismus zu beugen, der Europa als sein von ihm auszubeutendes Erbtheil betrachtet.

Der Söldner von Profession hat jedes redliche Gefühl auf dem Altar des Bauches geopfert. Er darf und kann keinen Willen haben, denn sein Herr denkt und will für ihn.

Der Soldat gehorcht. Er schießt den Bürger nieder, wäre derselbe auch sein Freund, sein Bruder, sein Vater. Der Soldat von Profession kennt nur ein einziges Gefühl, ein einziges Gesetz: Gehorsam!

Der Fremdling zerstampft den italienischen Boden, trinkt den italienischen Wein und schändet die Töchter des Landes. Eine Hand voll Tapferer bietet, von Scham erglühend, der Soldateska eines verhaßten Tyrannen die Spitze und kämpft und stirbt, weil sie ungenügend und schlecht bewaffnet ist.

Der italienische Soldat betrachtet von der Höhe der Hügel, wohin ihn sein Gebieter mit schlauem Jesuitismus unter dem Vorwand gestellt hat, daß er die italienische Ehre bewachen solle, in Wahrheit aber um ihn zum Schergen seiner eigenen Mitbürger zu machen und diese den Händen des fremden Söldlings zu überantworten — der italienische Soldat, sage ich, betrachtet

den ungleichen Kampf, ist aber nicht im Stande, den Ruhm und die Gefahren seiner Brüder zu theilen, weil er die eigene Freiheit seinem Gebieter verkauft hat.

Er gehorcht. Und wenn den Italienern der Hungertod drohet, so gehorcht er dem Gebieter, welcher die Zufuhr von Brod verbietet. Er gehorcht dem Gebieter, welcher den italienischen Kämpfern die Zufuhr von Waffen und Munition abschneidet, und wenn diese Kämpfer von den fremden Söldnern besiegt und niedergehetzt werden, so gehorcht der italienische Soldat abermals, indem er sie in den Kerker schleppt.

Wie demüthigend, immer gehorchen zu müssen, selbst wenn es dem Gewissen widerstrebt!

Unter einer frei gewählten Regierung ist der Gehorsam nicht blos nothwendig, sondern auch ehrenvoll; anders aber ist es unter einer aufgedrungenen Regierung, wo der Zufall der Geburt entscheidet, wer Herr sein soll.

Auch der Freiwillige gehorcht; wenn es sich aber um die höchsten Güter des Vaterlandes oder der Menschheit handelt, dann ist der Gehorsam eine heilige Pflicht.

Das Vaterland ist in Gefahr, gedemüthigt, verachtet. Die Freiwilligen kommen aus allen Theilen der Halbinsel herbeigeeilt, nicht ein Einziger, der die Waffen tragen kann, darf fehlen.

Der Feind ist geschlagen, die Gefahr verschwunden, der Freiwillige kehrt an seinen Heerd zurück, um sein Feld zu bauen oder anderen Beschäftigungen, die ihm

die Mittel zu seinem Lebensunterhalt gewähren, obzuliegen.

Am Feierabend erzählt er dann seinen Lieben die Entbehrungen, die Gefahren, die für das Vaterland bestandenen Kämpfe und sagt dann mit stolz emporgerichteter Stirn:

„Ich habe Niemandem gedient als meinem Vaterland!“

Wie schön ist das Leben des Unabhängigen! Um ein solcher zu sein, braucht man sich blos in seine Lage zu fügen. Die Laster aber, die Habsucht, die Völlerei führen den verweichlichten Sybariten zur Demüthigung, zur Abhängigkeit und zur Schmach.

Die amerikanische Nation hat in der neuesten Zeit dem Bürgersoldaten ein erhabenes Beispiel gegeben. Ein furchtbares Heer von über einer Million kehrte, nachdem es das Vaterland befreit, an seinen Heerd zurück, und die Führer nahmen, ohne irgend welchen Anspruch auf Lohn zu erheben, im stolzen Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben, ihre früheren Beschäftigungen wieder auf.

Zweites Capitel.

In Filigari.

Es war an einem Herbstabend.

Auf den Höhen und auf den östlichen Abhängen der Apenninen lag dichter Schnee. Am Himmel war keine Wolke zu sehen. Das Wehen des unter dem Namen der Bora bekannten gefürchteten Windes ließ sich wie ein Klaggestöhn unter den hundertjährigen Bäumen des Waldes vernehmen.

Durch dieses unheimliche Rauschen hindurch hörte man dann und wann die Hufschläge eines Pferdes auf der von Bologna nach Florenz führenden Straße zunächst in der Richtung des hart an der Grenze des Kirchenstaates und des damaligen Großherzogthums Toscana liegenden Dorfes Filigari.

Wie schön war diese kalte, schauerliche Nacht! Wie verlockend für den Jüngling, der unterwegs war, um sich einer kleinen Schaar Freiwilliger anzuschließen, welche in dem Wirthshaus von Filigari erfahren hatten, daß die päpstliche Regierung das Einrücken in das römische Gebiet nicht gestattete.

Dieser Jüngling war Cantoni.

Obschon erst fünfzehn Jahre alt, war er doch ein völlig erwachsener Mann und als solchen haben wir ihn schon geschildert.

Vorwärts, vorwärts, armer Renner! Der Reiter achtet weder auf deine blutigen Flanken, noch auf deine schäumenden Lefzen! — Vorwärts! Obschon treu,

muthig und geliebt, denkt er doch nicht an dich. Zum ersten Male ist er mit einer wichtigen Mission betraut und denkt an weiter nichts als dieselbe gewissenhaft zu erfüllen. Trotz Wind und Schnee sprengt der fünfzehnjährige Reiter entlang und erreicht endlich das Thor des Gasthauses von Filigari.

„Halt!" rief eine Schildwache, die an der Thür stand und die Wärme, welche ihr ihre dünne, sommerliche Bekleidung nicht gewähren konnte, an einem fortwährend unterhaltenen Feuer suchte.

Diese „Halt!" commandirende energische Stimme war alles Kriegerische, was sich in dieser durchaus nicht kriegerischen Umgebung entdecken ließ.

Der Mann selbst war auch, wie wir bereits angedeutet, nicht militärisch, sondern blos mit leinenen Hosen, einer kurzen Jacke und einem Strohhut bekleidet.

Dies war seine Uniform, glücklicherweise aber hatte der Wirth eine wollene Decke hergeliehen, die dem Freiwilligen, welcher Wache stehen mußte, als Mantel diente.

„Halt! halt!" brüllte der Mann mit dem Strohhut, als er sah, wie wenig der Reiter auf den ersten Anruf achtete.

Zugleich warf er seine Decke ab, ergriff eine hinter der Thür stehende hölzerne Heugabel und hielt dieselbe dem Pferd entgegen, welches einen Satz rückwärts machte.

Nun folgte ein gewaltiger Lärm.

Cantoni, der sich aus der Zerstreutheit seiner Gedanken aufrüttelte und ein Etwas in einem Strohhute sah, welches hier bei finsterer Nacht sich als Soldat geberdete, brach in ein so laut schallendes Gelächter aus, daß sämmtliche Bewohner des Gasthauses aus dem Schlaf emporfuhren.

Franchi — denn die Schildwache war Niemand anders als unser Martino Franchi von Brescia — hatte, über das Gelächter des Neuangekommenen höchlich aufgebracht, nicht übel Lust, ihn mit seinem Dreizack zu durchbohren, so daß unser Held seine ganze Gewandtheit und Kraft aufbieten mußte, um die nach ihm geführten Stöße zu pariren.

Zum Glück kamen auf das Gelächter des Einen und das Toben und Fluchen des Andern einige Freiwillige aus der Herberge herausgeeilt und warfen sich zwischen den erzürnten Martino und seinen jugendlichen Gegner.

Cantoni benutzte die auf diese Weise herbeigeführte Ruhe, sprang vom Pferde, verlangte den Hauptmann zu sprechen, ward zu diesem geführt und übergab ihm einen Brief, dessen Ueberbringung der Zweck seines nächtlichen Rittes war.

„Bravo!“ rief der Commandant. „Diese Bologneser sind ein großes, tapferes Volk! Wenn alle italienische Städte Bologna nachahmten, so würde Italien sehr bald den ihm gebührenden Platz unter den Nationen einnehmen und nicht mehr der Spott und

Spielball jedes feilen Fremdlings sein. — Und," setzte er dann hinzu, „hast Du selbst diesen Latour, den General des Papstes, am Balkon baumeln sehen?"

„Ei freilich habe ich ihn selbst gesehen," antwortete Cantoni. „Hätte ich noch einige andere wackere Jungen zu Gehülfen gehabt, so hätten wir ihn an einem Balkon des Rathhauses auf eine Weise aufgehängt, welche dem Gemüth des armen unterdrückten Volkes wohlgethan haben würde. Dieser gutmüthige Pater Gavazzi aber, der, eben weil er ein guter Patriot, immer großmüthig ist, widersetzte, nachdem er das Volk durch seine feurige Beredsamkeit aufgestachelt, sich der Verwirklichung der Absichten Derer, die dem alten Schwarzkittelsöldling vollständig den Garaus machen wollten. Dennoch mußte er, weil ihm Niemand helfen wollte, seine ganze riesige Körperkraft aufbieten, um unsere Beute von ihren Banden wieder frei zu machen."

Der Hauptmann oder Commandant der Freiwilligen betrachtete den schönen kräftigen Romagnolen, während derselbe sprach, mit Wohlgefallen und dachte lächelnd:

„Das ist der Stoff, aus welchem ohne Zweifel die alten römischen Legionen geformt waren, welche in den Zeiten, wo die Kraft des Armes Alles war, über den Erdkreis zogen und die stolzesten Nationen unterwarfen. — Ja! nur die Priester waren fähig, dieses große majestätische Volk auf die unterste Sprosse der menschlichen Stufenleiter herabzudrücken. Ein Glück, daß immer wieder ein neuer Sprößling des alten

Stammes dem Schooße der alten Matrone entkeimt, um die Welt daran zu erinnern, daß sie die Mutter eines Heldenvolkes war.

Drittes Capitel.

Der Einzug.

Aus dem, was wir bis jetzt mitgetheilt, geht hervor, daß unser Cantoni beauftragt war, dem Commandanten der Freiwilligen eine Depesche zu überbringen, um ihn zu benachrichtigen, welche Erfolge man in Bologna errungen, und um ihn mit seinen Leuten nach dieser Stadt zu rufen.

In der That empörte sich das muthige Volk von Bologna, welches am 8. August die Oesterreicher aus seiner Stadt vertrieben, begab sich nach dem Stadthaus und setzte, nachdem es den päpstlichen General Latour vom Balkon herabzustürzen gedroht, seinen Willen durch, welchem zufolge die in dem Schnee der Apenninen harrenden, von Lebensmitteln und Kleidungsstücken entblößten Brüder in die Stadt gerufen wurden.

Es war auch die höchste Zeit, daß dies geschah.

Die wenigen Geldmittel, welche die Freiwilligen ein jeder für sich besaßen, waren unter allseitiger Zustimmung zur gemeinschaftlichen Bestreitung aller Bedürfnisse in e i n e Casse geworfen worden, die nun erschöpft war.

Die rauhe Witterung war ungewöhnlich früh eingetreten und schon versilberte eine fast eine Hand hohe Schneedecke nicht blos die Kuppen der Hügel, sondern drohete auch die Ebene zu bedecken, während die Freiwilligen, wie schon bemerkt worden, nur höchst dürftig und unzulänglich bekleidet waren.

Der Heilige Vater, das liebende Oberhaupt der Christen, hatte aber einmal befohlen, daß dieser Theil seiner Heerde sein geheiligtes Gebiet nicht betreten dürfe, und dabei sollte es bleiben.

Durchdrungen von der heiligen Mission, Italien von Trug und Tyrannei zu befreien, war dieser nach hundert Kämpfen, von welchen die letzten bei Luino und Morazzone in der Lombardei auf dem Rückzuge Garibaldi's und der Seinen im Jahre 1848 stattgefunden, übrig gebliebene Rest von Streitern in der That der Pfaffenregierung immer noch gefährlich.

Italien seinerseits sah von dieser Zeit an ein, daß es sich zwischen diesen Vorkämpfern des Rechts und der italienischen Ehre und dem Priesterthum um Leben und Tod handelte, und daß, wenn Letzteres sich definitiv unter die Gewalt der ächten Moral der Freien beugen sollte, die Kloake des Vaticans für immer gereinigt werden müßte.

Der größere Theil der Offiziere der Freiwilligen gehörte der Schaar der Tapferen an, die von Montevideo gekommen waren, wo sie sich mit Ruhm bedeckt und dem italienischen Namen einen neuen unvergänglichen Glanz erworben hatten.

Wo sind die dreiundsiebzig Argonauten, welche den Ozean durchschifften, um nach Italien, nicht ihre Schätze, denn daran waren sie arm, sondern ihre Schwerter zu tragen, mit welchen sie die Schlachten der Neuen Welt für die Freiheit der Nationen so ehrenvoll geschlagen?

Wo sind sie?

Fragt dies den römischen Ackersmann, wenn er die Spitze seiner Pflugschaar in die Schädel stößt, welche die Schollen seines Feldes weiß färben, oder den Ciociaro, den berittenen Hirten, wenn er über die Hindernisse flucht, welche sich auf dem alten Janiculum bei jedem Schritt seinem Pferd in den Weg stellen.

Wo ruhen ihre Gebeine? Sie sind überall umhergestreut, und kein Stein bezeichnet die Ruhestätte dieser Tapferen! Nichts deutet sie dem Wanderer an oder unterscheidet sie von den Millionen, welche seit ziemlich achtzehn Jahrhunderten auf dem Boden der Cincinnatus erstanden und entschwunden sind!

Und inzwischen, armes Italien, errichtet an derselben Stätte, wo zerstampft und unbegraben die Gebeine deiner Tapferen ruhen, dein Vampyr, dein böser Genius, der schändliche Priester dem elenden Miethling, der dich unterdrückt, Monumente, spricht die Henkersknechte heilig und singt den Orgien der Lüge und des Blutes ein Tedeum!

Ja, noch schlimmer! Jeden Tag beugst du, brudermörderische Metze, dein Knie vor einem dieser Mörder deiner Söhne!

Ja, Montaldi, Masina, Daverio, Ramorino und so viele andere stolze und tapfere Söhne aller italienischen Provinzen liegen ohne Grabmal auf dem unglücklichen Boden der Wunderthaten und des Fluches!

Und doch ist, vorzüglich für schaulustige Augen, ein Einzug in eine italienische Stadt unter dem Beifallsjubel der Menge und dem Blumenregen, welcher die Luft verdunkelt und mit balsamischen Düften erfüllt, etwas Schönes und Herrliches!

In Bologna jedoch — im October des Jahres 1848 — waren die Blumen rar, der Mangel daran ward aber durch die wunderschönen Töchter Felsina's, durch das Schwenken mit ihren weißen Tüchern und durch die Küsse ersetzt, welche sie den kühnen zerlumpten Freiwilligen zuwarfen — denselben, welche später die kaiserlichen Soldaten des Papstes in die Flucht schlagen und unter den Mauern Roms mit Ruhm bedeckt fallen sollten — Dank der Gleichgültigkeit unseres Volkes, welches wohl Schauspiele und Demonstrationen mit verschwenderischer Hand in Scene setzen hilft, sich aber, wenn es die Unterstützung gegen den Fremdling kämpfender Brüder gilt, saumselig und karg zeigt.

Als die Schaar der Freiwilligen, dem Willen der wackeren Bolognesen gemäß, die Herberge von Filigari verlassen hatte, schlug sie die Straße nach der stolzen Metropole der Romagna ein, und die warm fühlende Jugend kam unseren Tapfern mit Fahnen und Beifallsjubel entgegen, beseelt von dem sehnlichen Ver-

langen, sich den Brüdern anzuschließen, um der verhaßten Priesterherrschaft ein Ende zu machen.

Der Einzug gestaltete sich zu einem wahren Fest. Die wackeren Stadtbewohner und das schöne Geschlecht aller Klassen empfingen die tapferen Freiwilligen mit unaussprechlicher Begeisterung.

Blos einige philisterhafte Zöpfe und Schwarzkittel — diese Pest des Menschengeschlechts — betrachteten verstohlen hinter ihren Fenstern hervor das geräuschvolle, bunte Schauspiel und zogen sich vorsichtig zurück, denn sie fürchteten, ihre Schlangenaugen zu beleidigen, wenn sie dieselben auf die offenen, freimüthigen und männlichen Züge dieser Feinde der Lüge und des Despotismus hefteten, oder sie hatten wohl auch Angst, daß das ihre Schändlichkeiten recht wohl kennende Volk sie bemerke und auf das Straßenpflaster hinabstürze.

Viele Wagen, die aus der Stadt den Freiwilligen entgegengefahren waren, nahmen diese sämmtlich auf, und so fand der Einzug in Bologna mit allem Pompe statt.

Ein im Gasthause zum Goldenen Löwen hergerichtetes Bankett vervollständigte den ehrenvollen Empfang, welchen man den Vorkämpfern des italienischen Rechts bereitet, und sie beschlossen, sich hier zu erholen und zu stärken.

„Nieder mit den Priestern! Tod den Söldlingen!" heulte das Volk, als die Päpstlichen mit ihren zwei Kanonen und ihrem sonstigen Kriegsapparat Filigare, wohin sie beordert worden, um den Freiwilligen den

Uebertritt auf das römische Gebiet zu wehren, verließen, um in ihre Garnison zurückzukehren.

„Tod den Päpstlingen! Stellt Euch an unsere Spitze, Commandant, und Ihr sollt sehen, wie wir mit diesem Gesindel umspringen!“ rief man in Bologna, und die Bewohner dieser Stadt scherzen, wenn es zu handeln gilt, nicht lange.

Der Commandant der Freiwilligen, an den diese Worte gerichtet waren, jauchzte so zu sagen laut auf vor Freude, dieses gute Volk so entschlossen zu sehen, wollte aber dennoch nicht die Verantwortlichkeit für die Niederlage auf sich nehmen, welche leicht erfolgen konnte, wenn er eine so ungenügend bewaffnete Schaar wie die seine gegen vollständig und gut ausgerüstete fremde Truppen in's Treffen führte.

Das Bankett hatte seinen fröhlichen Fortgang, und die Freiwilligen, welche sich so viele Tage lang auf schmale Kost gesetzt gesehen, labten sich nun an den guten Speisen und den vortrefflichen Weinen, die ihnen hier mit gastfreier Hand gereicht wurden.

Lange Entbehrung giebt den Speisen erst die rechte Würze. Welchen Genuß haben sie für den Gaumen des Reichen und Mächtigen, der im Ueberfluß so zu sagen schwimmt und erst noch Reizmittel bedarf, um Geschmack an den Speisen zu finden, die vielleicht die Frucht der Bedrückungen sind, deren er sich gegen seine ärmern und geringern Mitmenschen schuldig macht?

Das stete Gewöhntsein an Leckerbissen und Wohlleben und die geringe Bewegung, die er sich macht,

lassen ihm oft die besten Speisen fad, ja sogar widerlich erscheinen.

Der Mann der Arbeit dagegen schmaust, nachdem er sich stundenlang angestrengt, ein Stück Brod mit dem größten Genuß. Und wie vortrefflich findet er ein Glas Wein, wenn er es haben kann! — Ist dies nicht der Fall, nun dann löscht er seinen Durst durch einen tüchtigen Schluck Wasser und kehrt singend und heiter zu seiner Arbeit zurück.

Leibesbewegung ist für den Menschen unbedingt nothwendig. Schon das kleine Kind bewegt sich und wird ungeduldig, wenn man es in seinen Bewegungen hemmt, wenn es auch noch unfähig ist, auf seinen eigenen Füßen zu stehen.

Die Jugend ist fortwährende Bewegung. Die Lebenskraft der Glieder und die Unruhe des Geistes treiben sie, irgend etwas zu unternehmen, was es auch sei. Sie wagt sich hinaus auf den unermeßlichen Ocean, um etwas Neuem, dem Glück und Abenteuern nachzujagen, und thut sie das nicht, dann wehe den Tyrannen und Volksbetrügern!

Die sich gegen jede Demüthigung und Schmach empörende Jugend ist der natürliche Feind aller Despoten und sucht jede Gelegenheit auf, welche ihr das Recht giebt, ihren eigenen edlen Trieben folgend, die Hand gegen die Schergen des Volkes zu erheben.

Nur das Alter ruhet aus, denn es repräsentirt jenen Uebergang der Materie, welchen man den Tod nennt, und entsagt nach und nach allen sonst mit Liebe

und Eifer betriebenen Beschäftigungen — der Jagd, dem Fischfang, Reisen, Abenteuern und den Studien, besonders dem der Natur.

Der gebückt einherwandelnde Greis gräbt sich gleichsam sein Grab und neigt sich auf diese Weise schon der Erde zu, welcher er bald den ihr schuldigen Tribut bezahlen wird. Er nähert sich der Unbeweglichkeit des Leichnams, der erst durch die Würmer, die er erzeugt, der Schauplatz neuen Lebens wird. Im Gegensatz zu Saturn, der seine eigenen Kinder verschlang, vernichtet diese Nachkommenschaft ihren Erzeuger; denn wenn er keine Speise mehr gewährt, so kehrt er mit ihr und seinem Staube in das unendliche All zurück, aus welchem die Hand des Allmächtigen sie hervorgeholt und gestaltet.

Der Tod! Wie lächelt der Gedanke an ihn mich an! Ist er es nicht, der zuletzt Alles ausgleicht und dem Unglück eine sichere Zuflucht bietet!

Wie natürlich ist das Ende des rechtschaffenen Sohnes der Arbeit, der mit ruhiger Seele hinübergeht, nachdem er seinen Kindes-, Vater- und Bürgerpflichten genügt hat!

Vergleicht das Ende des Gerechten mit dem Tode jener Völkerunterdrücker, die man Päpste, Kaiser und Könige nennt, deren Leben sich von dem Elend und der Noth des Menschengeschlechtes nährt, und sagt mir dann, ob der Tod nicht eine wohlthätige Einrichtung der Natur ist.

Da liegen sie, die Gerippe! Unterscheidet mir doch die Gebeine des Armen von denen des Reichen — den Schädel des Bettlers von dem, welcher eine Krone getragen!

Und was würde aus uns werden, wenn an der Tafel des Pfaffen und des Tyrannen nicht auch der Tod säße? Wenn er nicht seine hohläugige, fleischlose Fratze durch die goldenen Falten der seidenen Gardinen und Tapeten des Harems steckte?

Der Tod! Auch diese Umgestaltung der Materie ist ein Gemisch von Gutem und Bösem. Wenn er an die Thür des Mächtigen pocht, so wird dieser milder gestimmt. Der Priester aber, dieser Fuchs des Menschengeschlechts, hat durch seine Phantasmen, durch seine Schauerbilder von Fegefeuer und Hölle unser Volk, welches, als es den Tod verachtete, so groß war, in einen Haufen Feiglinge verwandelt, welche vor seiner unfehlbaren und unerbittlichen Sense zittern.

Viertes Capitel.

Der Jesuit.

Es giebt Menschen, denen man, wenn man ihnen auf seinem Lebenswege begegnet, aus dem Wege geht, weil man fürchtet, sich durch die Berührung mit ihnen zu beflecken. Befindet man sich zufällig mit ihnen in einem und demselben Zimmer, oder sitzt man mit ihnen an einer und derselben Tafel, so greift man gleichsam unwillkürlich nach dem Heft des Dolches, um sein Leben zu vertheidigen, welches durch diese unheimliche Nachbarschaft bedroht erscheint.

Der Jesuit! Der Jesuit! Hier haben wir es abermals mit einer menschlichen Anomalie zu thun, in Folge deren man dem verworfensten und verächtlichsten aller Wesen — dem Jesuiten — den Namen eines Christen giebt.

In dem Banketsaale, wo an reichbesetzter Tafel, von den besten Patrioten Bologna's begleitet und bedient, die Freiwilligen saßen, sah man an der Spitze dieser Tafel den Commandanten und links neben ihm Cantoni, auf den er schon sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte.

So groß ist die Anziehungskraft der Tugend, des Schönen, des Muthes!

In Folge der Wechselwirkung, die durch das Sprüchwort „Liebe bezahlt sich mit Liebe" so schön ausgedrückt wird, und der Bewunderung, welche diese letzten Reste

der muthigen Kämpfer, die aus der neuen Welt in die alte zurück gekommen waren, um ihr Vaterland aus den Klauen der Tyrannei zu befreien, in seinem offenen, empfänglichen Gemüth erweckten, befand Cantoni sich in einer förmlichen Ekstase von Glück und Beseligung.

Unten an der Tafel, den oben genannten Beiden gegenüber, saß ein Priester.

In jenen Tagen nannten die Priester sich nämlich „Liberale" und „Patrioten", als ob der Schierling Pomeranzen geben, die Hyäne Lämmer gebären und der Fuchs den Hühnern Erbarmen beweisen könnte.

Allerdings hatte der Papst im Jahre 1848 mit Reformen begonnen, nur zu bald aber kehrte er seine Krokodilsnatur wieder heraus, und Italien fühlte das Joch des Priesterthums vielleicht auf Jahrhunderte hinaus wieder auf seinem Nacken.

Der Priester, welcher, wie wir so eben gesagt, mit zu Tische saß, war der rothbäckige Fra (Bruder) Gaudenzio, halb Mönch, halb Priester, und Jesuit bis in das innerste Mark seiner Gebeine hinein.

Er hatte sich den Ruf eines Priesters „mit weitem Aermel," wie das Volk sich auszudrücken pflegt, erworben. Seine Messen waren kurz und im Beichtstuhle zeigte er sich tolerant, besonders wenn die Beichtkinder jung, hübsch und willfährig waren. Seine Flaschenbibliothek war mit Geschmack gewählt und bei seinen Liebschaften ging er mit feinem Instinct und großer Umsicht zu Werke.

Seine Luchsaugen hefteten sich jetzt oft auf die Züge des Commandanten und seines jungen Freundes. Er suchte mit seinem forschenden Blick diese edlen Gemüther zu durchdringen und ihre Gedanken zu lesen.

Mit derselben Aufmerksamkeit horchte er auch auf die verschiedenen unter den übrigen Tischgenossen stattfindenden Gespräche, um später seinem Vorgesetzten, dem Jesuitergeneral in Rom, ausführlichen Bericht erstatten zu können.

„Ich trinke auf die italienische Republik!" rief er, als einmal ein Augenblick verhältnißmäßiger Ruhe eintrat.

Obschon die Mehrzahl der freisinnigen Italiener schon damals in ihrem Herzen Republikaner waren, so hatte doch das republikanische System oder die Regierung der rechtschaffenen Leute — so nenne ich die Republik, weil die Republiken aller Zeiten nur dann fielen, wenn ihre Bürger aufhörten rechtschaffen zu sein — noch keine allgemeine Geltung erlangt.

Die meisten der Tischgäste enthielten sich daher, sich zum Echo der von dem Jesuiten ausgebrachten Gesundheit zu machen.

„Tod den Rückschrittlern!" schrie wieder aus voller Kehle der Priester, welcher trotz seines fortwährenden Spionirens dabei doch nicht vergessen hatte, den Speisen und ganz besonders dem Wein tüchtig zuzusprechen.

Und gleichsam gereizt durch die bescheidene Zurückhaltung der Tischgenossen schleuderte er das hoch erhobene volle Glas gegen die Wand.

Dann rief er aufs Neue:

„So wie dieses Glas, sollen auch die Verworfenen, welche die Republik nicht wollen, in Scherben geschlagen werden!"

Zum Unglück für ihn aber hatte das Glas unsern Freund Franchi, den Brescianer, an den Kopf getroffen und ihm nicht blos das Gesicht, sondern auch sein neues Halstuch, welches er erst beim Einzug von einer schönen Bologneserin geschenkt bekommen, total überschwemmt.

Der Brescianer ergriff sofort eine vor ihm stehende Flasche Asti und schlug damit den Priester ins Gesicht, so daß er sofort zu Boden stürzte und ihm das Blut aus Mund und Nase hervorströmte.

„Gut getroffen!" riefen viele der Unseren, denn ein Priester ist und bleibt immer ein Priester, das heißt ein Feind Italiens, und eine etwas gedämpftere Stimme setzte hinzu:

„So ist ihm wenigstens auf einige Zeit der Mund gestopft!"

Der Commandant jedoch, der in Folge seiner Stellung die Ordnung unter seinen Leuten aufrecht zu erhalten suchen mußte und, wie alle Commandanten, auch seine Dosis Pedanterie besaß, obschon er sich im Grunde ebenfalls über die dem Priester zutheil gewordene Lection freuete, gab Märtino Franchi einen scharfen Verweis.

Inzwischen hoben einige Mitleidige Fra Gaudenzio vom Boden auf, und der gute Ripari, der Wundarzt

der Legion, ließ, jeden gerechten Groll gegen das Pfaffenthum vergessend, und nachdem er den Verwundeten so gut als möglich verbunden, ihn in ein Fremdenzimmer des Gasthauses schaffen, wo wir ihn im Bett liegen und Rache gegen seinen Angreifer und die ganze Bande dieser verhaßten Gurgelabschneider, wie er sich im Stillen ausdrückte, brüten lassen.

Die gute Laune und das muntere Geschwätz des Banketts hatten mit der Katastrophe des Priesters ein Ende, und Alle, welche sich vorgenommen hatten, Gesundheiten auszubringen, zu improvisiren und zu declamiren, verschoben Alles bis auf eine bessere Gelegenheit.

Fünftes Capitel.

Ida.

Weib! Bevorzugtes Wesen, welches der Mann von Herz verehrt und anbetet, während es vom niedrig denkenden Feigling oft gemißhandelt wird.

Engel des Lebens! — Der Mann in seiner Anmaßung hat Gott mit den eigenen Formen ausgestattet und denkt sich ihn als Mann, obschon der Allmächtige, wenn er Formen haben könnte, dem Weibe gleichen müßte.

Wenn der Geist die Materie — die Intelligenz die rohe Gewalt — der Mensch den Elephanten — beherrschen könnte, dann müßte es das Weib sein, welches die menschliche Familie leitete und führte.

Wenn an die Stelle der unförmlichen Zwittergestalten, die jetzt Italien beherrschen, ein Weib träte, so würde dieses sicherlich nicht in so viele Demüthigungen willigen.

Allerdings würde infolge der Uebereinstimmung der heutigen Regenten auch dann noch der Fremdling unsern Boden zerstampfen; dann aber würde wenigstens das Weib herrschen, welches sich nicht zu seiner Mitschuldigen, nicht zur Verrätherin der eigenen Mitbürger machen würde.

Ida, die schönste der Töchter Falsina's, erst vierzehn Jahre alt, hatte unsern Cantoni bei seinem Einzuge in Bologna gesehen und von diesem Augenblicke an ihre schöne jugendliche Existenz dem Liebenswürdigsten der Freiwilligen gewidmet.

Wer auf die Frauen Eindruck machen will, muß schön und tapfer sein. Die Schönheit, die Tochter der Natur, läßt sich nicht befehlen. — Was kann ich dafür, daß ich nicht schön geboren bin? — Beruhige Dich. Wenn Du nicht schön bist, so sei wenigstens wacker und gut, und das edelmüthige Weib wird über die launenhaften Ungerechtigkeiten der Natur hinwegsehen.

Ida hatte in Cantoni den Helden errathen — den künftigen Helden, obschon er noch keinen Kampf

für die heilige Sache des Vaterlandes mitbestanden. Die kriegerischen Züge des Romagnolen trügten sicherlich nicht, und mit feinem weiblichen Instinct hatte das schöne Mädchen einen Blick bis in das Innerste dieser bevorrechteten Seele geworfen.

An dem Tage, an welchem die Freiwilligen von Bologna weiter nach Ravenna zogen, näherte sich ein Knabe von vierzehn Jahren dem Stab des Commandanten und sagte:

„Commandant, nehmen Sie mich unter die Zahl Ihrer Leute auf."

„Wie soll ich Dich unter die Zahl meiner Leute aufnehmen, Kind? Du bist ja noch viel zu jung."

Der Knabe brach in Thränen aus und wiederholte seine Bitte auf so bewegliche, innig flehende Weise, daß dadurch ein Tiger hätte gerührt werden müssen.

Der Commandant der Freiwilligen war aber kein Tiger, und von Mitleid gegen den bittenden Jüngling ergriffen, drehete er sich nach Cantoni herum und sagte:

„Wohlan, er möge mitkommen. Er kann mit Aguilan bei der Bagage bleiben."

Und so folgte Ida in Männerkleidern Cantoni im Nachtrab der Colonne, wo Aguilan sich mit einem Remontepferde des Commandanten und einem Maulthier befand, welches die geringe Bagage desselben trug.

Welch ein herrliches Paar marschirte nun schweigend neben einander!

Obschon nur ein Jahr älter, überragte Cantoni seine schöne Genossin doch um fast einen ganzen Kopf.

Von Zeit zu Zeit warf er ihr einen Blick zu und empfand ein unbestimmtes Interesse für sie, mehr aber nicht. Nur mit Gedanken an Kampf, Sieg und Ruhm beschäftigt kümmerte der Jüngling sich wenig um Gefühle und Empfindungen, welche nicht kriegerischer Natur waren.

Von anderer Art dagegen war Das, was in Ida's Gemüth vorging. In ihrem Herzen war die Liebe aus jenem heiligen Gefühl entsprungen, welches für die Freiheit des Vaterlands, für seine Unabhängigkeit vom Fremdling, für seine Ehre erglüht, die jeden Tag von einer Kaste Feiglinge besudelt wird, welche durch die Priestererziehung in Italien unter dem Namen der Gemäßigten hervorgerufen worden ist.

In Cantoni glaubte Ida — und sie täuschte sich nicht — ihr Ideal gefunden zu haben, das heißt den rechtschaffenen muthigen Jüngling, der stets bereit war, dahin zu eilen, wohin er von der heiligen Sache Italiens gerufen ward.

Und übrigens war das Antlitz des Romagnolen so schön und so kriegerisch, daß man es kein Wunder nennen konnte, wenn unermeßliche Liebe das Herz des jungen Mädchens zu erfüllen begann, welches an der Seite des Jünglings einherzog, der mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens durch sein hell-

glänzendes Auge dem empfänglichen Gemüth seiner Verehrerin den ganzen Zauber einer absoluten Herrschaft eingeflößt hatte.

Während so die Colonne ihres Weges zog, trat ein Moment ein, wo Ida's Auge sich plötzlich umdunkelte; ihre Füße fühlten den Boden nicht mehr, sie taumelte und wäre zur Erde niedergesunken, wenn nicht der starke Arm des Romagnolen sie gefaßt und aufrecht gehalten hätte.

Ida war verlegen, aber glücklich! Ihr Glück war das reinste, erhabenste, ich möchte fast sagen das einzige, welches es giebt, nämlich das, welches in der Einbildung und in der Hoffnung beruht. Welches andere Glück käme wohl diesem gleich?

Aguilan, der Neger, war einer von jenen Menschen, welche die Natur geschaffen hat, damit sie geliebt werden.

Ruhig, sanft, gutmüthig, kaltblütig in der Gefahr, war er freundlich und gefällig gegen Alle, welche seine Sympathie zu erwecken wußten.

Seine Farbe war das reine Ebenholzschwarz ohne alle Mischung, jene Farbe, welche eben so schön ist als das Blond und das Braun der verschiedenen europäischen Menschenracen.

Aguilan war von herkulischem Körperbau und ein vollkommener Reiter, das heißt nicht einer jener lächerlichen Reiter, von welchen man nicht begreift, wie sie es sich jemals haben einfallen lassen können, ein

Pferd zu besteigen, sondern ein Reiter im wahren Sinne des Wortes, das heißt einer von denen, welche, wenn sie sich auf das Roß schwingen, durch die Leichtigkeit und Sicherheit ihrer Bewegungen dem Beschauer sofort die Ueberzeugung geben, daß sie für den Sattel geboren sind.

Aguilan war ein Neger, aber kein Afrikaner. In der Campagna von Montevideo von afrikanischen Eltern geboren, besaß er das charakteristische Ebenmaß der Formen, welches dem Creolen eigen zu sein pflegt.

Von seiner Kindheit an schon auf der Estancia oder dem Landgute des Generals Aguilan — dessen Sklaven die Eltern unseres Negers gewesen, bis sie bei Erklärung der Republik ihre Freiheit erlangt — zum Rossebändiger bestimmt, hatte er seine ganze Jugend diesem schwierigen, anstrengenden und gefahrvollen kriegerischen Berufe gewidmet.

Es war daher nicht zu verwundern, daß er ein vollkommener Reiter war. Wer Südamerika bereist hat, wird wissen, daß ein großer Theil der Rossebändiger der schwarzen Race angehört, welche ganz gewiß mit Unrecht so lange Zeit verachtet und mißhandelt worden ist.

Als Aguilan durch Cantoni die Befehle seines Vorgesetzten empfing, heftete er seine großen schwarzen Augen auf die schönen Züge seines neuen Gehülfen und empfing ihn mit wohlwollendem Lächeln.

Dann umflorte eine aufsteigende Thräne eine Secunde lang seinen Feuerblick. Vielleicht versetzte der Anblick Ida's ihn vorübergehend unter die schönen Creolinnen seines Vaterlandes, welches er niemals wiedersehen sollte.

Unverweilt begann er dann Ida in die Pflichten ihres neuen Amtes einzuweihen, welches in der Führung und Bewachung der Bagage des Hauptquartiers bestand.

Groß war das Glück unserer Heldin! Sie hatte ihre Absicht erreicht und den Angebeteten ihrer Gedanken gefunden. Sie lebte ein Leben der Abenteuer, der Gefahren und des Ruhms an der Seite des Jünglings, welcher ihre ganze Seele beherrschte und dessen Anblick das höchste Bedürfniß ihrer Existenz geworden war.

Während dieser Tage las man in den öffentlichen Blättern von Bologna folgende Bekanntmachung:

„Wer über ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, von mittelgroßem Wuchse, mit schwarzen Augen und Haaren, regelmäßigen Zügen, schlanken kräftigen Formen, mit einem Worte von seltener Schönheit, Auskunft geben kann, wird nicht blos eine rechtschaffene Familie dieser Stadt von unermeßlicher Angst und Bekümmerniß erlösen, sondern auch eine dem geleisteten Dienste angemessene Belohnung erhalten."

Ich überlasse es dem Leser, sich die Verzweiflung zu malen, in welcher sich die Eltern der Verschwundenen befanden, als ein Tag nach dem andern ver-

ging, ohne daß die mindeste Kunde über die von ihnen so heiß geliebte Tochter einging.

Ida las entweder die Bekanntmachung nicht, oder wenn sie dieselbe auch las, so begnügte sie sich, sie mit einigen Thränen der Erinnerung und Reue zu benetzen, ohne deswegen ihrem Vorsatze untreu zu werden.

Die Kinder erwidern die Liebe der Urheber ihres Lebens nur selten im gleichem Maße.

Sechstes Capitel.

Physiologie Italiens.

Alfieri sagt:

„Die Pflanze Mensch wächst in Italien stärker und kräftiger als in irgend einem andern Lande. Sogar die barbarischen Verbrechen, welche hier begangen werden, sind ein Beweis davon.“

Dieser Ausspruch des berühmten Denkers und Dichters ist ein vollkommen begründeter.

In der Geschichte der Völker wird sicherlich kein Land genannt, welches sich so vieler geistig hochstehender großer Söhne rühmen und welchem gleichzeitig ein so großes Maß von Verächtlichkeiten und Missethaten zur Last gelegt werden könnte wie diesem von der

Natur so hoch begünstigten Bruchtheil der Oberfläche des Erdballs.

Neben dem Rom des Alterthums, das heißt dem glänzendsten und erstaunlichsten Theile der Geschichte des Menschengeschlechts, steht das Rom der Neuzeit, dieses ungeheuerliche, pestilenzialische Gemisch von Lügen, Knechtschaft und menschlicher Entwürdigung.

Neben den großartigen Gestalten eines Archimedes, eines Camillus, eines Galileo und eines Alfieri sehen wir das klägliche Schauspiel erbärmlicher Gaukler und eines Volkes, welches dem lächerlichsten Aberglauben huldigt, fortwährend verkauft ist und zu den Füßen Derer liegt, welche seine Freiheit und Ehre verschachern.

Neben einer Schaar freiwilliger Kämpfer, Märtyrer und Helden, welche dem Menschengeschlecht zum Schmucke dienen, sehen wir eine Rotte Feiglinge und Miethlinge, die stets bereit sind, vor jedem Tyrannen das Knie zu beugen.

Das gemeine Volk befindet sich in den meisten Beziehungen noch auf demselben Standpunkt wie vor vielen Jahrhunderten.

Dennoch stößt man in der Physiologie unserer Halbinsel, besonders was die physische Seite des Volkes betrifft, auf ganz erstaunliche Contraste.

In jeder Provinz findet man gut gewachsene und kräftige Individuen eben so wie verwachsene und schwächliche. Daß es auch schiefhalsige giebt, ist nicht

zu verwundern bei der Pfaffenerziehung, welche vorzugsweise Heuchelei, Kniebeugungen und Kriecherei zu lehren bemüht ist.

Ein so ungeheurer Unterschied zwischen den Individuen in physischer und moralischer Hinsicht hat seinen Grund auch in dem Bevorrechtungssystem, welches die Halbinsel beherrscht. Während man zum Beispiel im Süden vor Hunger stirbt, feiert man im Norden schwelgerische Gelage. Wehe Dem, der in die Säle der Lust treten und sagen wollte, daß es regne! Er muß sagen, die Sonne scheine, wäre er auch vom Hagel zerpeitscht worden.

Nur darin sind alle Bestandtheile Italiens einander gleich, daß sie einer Regierung bedürfen; denn die Conventikel von Männern, welche es bis jetzt beherrscht, können keine Regierung genannt werden. Mit einer Regierung, welche in Wahrheit diesen Namen verdient, könnte es sich zur See wie zu Lande den ersten Nationen an die Seite stellen.

Und wenn auch die großen Massen unwissend, abergläubisch oder feig sind, so erzeugt doch jede Provinz immer auch Männer, welche durch Genie, Tapferkeit und außerordentliche Intelligenz dem Menschengeschlechte zur Ehre gereichen.

Die, welche, um die Verkehrtheit oder Nichtigkeit der Regierung zu entschuldigen, fortwährend behaupten, es mangle in Italien an Männern, sind offenbare Lügner. Dieses unglückliche Land hat selbst in den Zeiten des härtesten Drucks und der tiefsten Erniedrigung geistige Kolosse hervorgebracht.

Wer einen Beweis dafür zu haben wünscht, der suche ihn nicht in den Zeiten der Größe Italiens, wo es auf dem ganzen Erdkreis nicht seines Gleichen hatte, sondern in den trüben Zeiten, wo es, in hundert Theile gespalten und von verschiedenen zahlreichen fremden Heeren durchzogen, dennoch berühmte Männer wie die Dante, die Doria, die Montecuculi, die Filiberti und endlich den Großoheim des kleinen Bastards in die Waagschale warf, welcher heute seine Despotenmanie zu der niedrigen Tyrannei des Priesters im Herzen der Halbinsel gesellt hat.

Bologna behauptet unter den übrigen Städten der Romagna mit Recht den Vorrang. Seine kräftige und zahlreiche Bevölkerung hat bei jeder Gelegenheit so viel Beweise von Thatkraft und Energie gegeben, daß sie keiner der Hauptstädte Italiens in dieser Hinsicht nachgestellt werden kann.

Am 8. August 1848 hatte Bologna auf würdige Weise das Beispiel nachgeahmt, welches die stolze Hauptstadt Liguriens im Jahre 1746 gegeben, und im Jahre 1849 kämpfte es tapfer wieder gegen denselben Feind, so daß ohne die Kabalen einiger Elenden, welche sich Gemäßigte nennen — die aber nur im Guten gemäßigt sind — Bologna die verhaßten Soldaten Oesterreichs zum zweiten Male vertrieben haben würde.

Wir haben es hier mit einem andern Contrast, einer andern Anomalie unserer italienischen Städte zu thun. Neben einem tapfern und freisinnigen Volke findet man eine reactionäre und engherzige Classe,

welche im Schlechten eben so viel Energie entwickelt, als das arme Volk im Guten.

So ist Bologna. Anders ist es mit Ravenna. In dieser letztern Stadt habe ich — was vielleicht in ganz Italien nicht zum zweiten Male vorkommen dürfte — unter allen Bürgerclassen eine Eintracht vorgefunden, welche wahrhaft Bewunderung verdient.

Bologna hatte zu jener Zeit der allgemeinen Aufregung (1848) zwei Parteien, eine nationale und eine volksthümliche, die sich feindlich gegenüberstanden, und zwei Journale, die einander ebenfalls befehdeten, obschon beide von den Gemäßigten unterstützt wurden.

Ravenna dagegen hatte eine einzige Partei und ein einziges Journal und bildete eine einzige große Classe — sicherlich ein seltenes Schauspiel in Italien, wo stets so viele Zerwürfnisse herrschen.

Spione gab es nicht, und wenn ja unglücklicherweise ein solcher auftauchte, so ward sofort Gerechtigkeit geübt.

Daß die Ravennaten gute Jäger sind, ist eine bekannte Sache, und es dürfte wenige Bürger dieser Stadt geben, welche sich nicht im Besitz einer Doppelflinte befänden, mit welcher sie ihre Ausflüge in die Wälder und Thäler der Umgegend unternehmen.

Zeigte sich ein Spion — und in einer Stadt, wo die Bevölkerung so einmüthig ist, erfährt man dies sehr bald — so trat sofort ein heimlicher Ausschuß

zusammen, welcher die Pflicht hatte, den Verdächtigen zu überwachen und sich über sein Treiben Gewißheit zu verschaffen. War man einmal überzeugt, daß er ein Spion war, so entschied das Loos, wem die Aufgabe zufiel, die Stadt von dem Elenden zu befreien.

Aber nicht bei nächtlicher Weile und nicht durch den Dolch ward ein Spion dem Tode überantwortet, sondern am hellen lichten Tage, mitten unter dem Volk, welches meistentheils vorher schon unterrichtet war oder das Schicksal des Schuldigen ahnend ihn floh wie die Pest.

Ein Schuß fiel und durchbohrte das Herz des verworfenen Werkzeugs der Tyrannei; der Vollstrecker des Urtheils warf sein Gewehr auf die Schulter und ging ruhig nach Hause.

Unter einem solchen Volke ist auch nicht so leicht ein Verräther zu finden, denn er würde sehr bald das Schicksal des Spions theilen.

Siebentes Capitel.

Von Bologna nach Ravenna.

Masina, der schöne kühne Sohn Bologna's, hatte sich ebenfalls den Freiwilligen angeschlossen und gehörte bis zu seinem Tode zur Zahl der muthigsten und unerschrockensten Kämpfer.

Schon vorher hatte er als Kämpfer der Freiheit, obschon noch sehr jung, den spanischen Krieg mitgemacht und sich in demselben ausgezeichnet.

Er war eine von jenen Naturen, welchen die Welt zu eng ist. Mit Leidenschaft kriegerischen Abenteuern nachjagend, stürzte er sich blindlings hinein und seine heroische Tapferkeit mußte ihm nothwendig bald verderblich werden.

Er starb auf den Stufen der Villa Corsini am 3. Juni 1849, bei dem Sturm, den die erste italienische Legion gemeinschaftlich mit den Bersaglieri von Manara unternahm, und fiel, einer der Ersten, an jenem unglücklichen Morgen, wo Oudinot durch Verrath das Schicksal Roms entschied.

Die am 30. April geschlagenen und bis zum Castell Guido verfolgten Franzosen wendeten sich, bis auf 40,000 Mann verstärkt, wieder gegen Rom und griffen, während sie einen Waffenstillstand bis zum 4. Juni abgeschlossen, verrätherischerweise in der Nacht vom 2. zum 3. die italienischen Vorposten an und bemächtigten sich durch Ueberrumpelung der Villa Corsini,

des Schlüssels zur Vertheidigung Roms, welchen sie sich, trotz des am 3. während des ganzen Tages wiederholt darauf unternommenen Sturmes, auch nicht wieder entreißen ließen.

Von seinen Landsleuten geliebt und verehrt, hatte Masina sich jetzt gegen den Commandanten der Freiwilligen erboten, mit seinen Leuten und dem Volk die päpstlichen Truppen anzugreifen.

Der Commandant glaubte jedoch nicht, daß es gerathen sein würde, auf diesen Vorschlag einzugehen. An eine Unmöglichkeit des Gelingens dieses Unternehmens glaubte man allerdings nicht, wohl aber war man der Meinung, es werde zu vereinzelt dastehen, und deshalb unterblieb es.

Dagegen wurden die Vorschläge der päpstlichen Regierung angenommen, welche dahin gingen, daß die Freiwilligen nach Ravenna und von da nach Porto Corsini marschiren sollten, wo sie auf Kosten der genannten Regierung nach Venedig eingeschifft werden würden.

Die Verleumdung jener Meister des Lugs und Trugs, welche sich Priester nennen, hatte aber schon den Ruf der italienischen Freiwilligen getrübt und dieselben als eine allen Lastern und Ausschweifungen ergebene Rotte von Banditen dargestellt.

Auf diese Weise kam es, daß, wie man sehr bald erfuhr, die Regierung Manin's in Venedig nach Ravenna geschrieben hatte, daß die Freiwilligen in Venedig keine Aufnahme finden würden.

Als die Bewohner von Ravenna diese Entscheidung erfuhren, wollten sie nicht zugeben, daß eine Handvoll Jünglinge, die sich der Freiheit Italiens geweihet und so weit hergekommen waren, genöthigt würden, in die Türkei zu flüchten, weil sämmtliche liberalen Regierungen Italiens sie von sich stießen.

Dies wäre auch sicherlich ihr Loos gewesen, wenn nicht, wie wir weiterhin sehen werden, ein unvorhergesehener Umstand eine Aenderung herbeigeführt hätte.

In einem Zimmer des Palastes Guiccioli zu Ravenna, welchen der päpstliche Legat Cardinal Sardella bewohnte, befand sich derselbe im Gespräch mit dem General Latour und Fra Gaudenzio, dem liberalen Priester, welchen wir schon kennen.

„Dieses Volk ekelt mich an," sagte der schlaue Prälat. „Es macht wenige Worte, es prahlt nicht; wenn es sich aber in den Kopf setzt, etwas auszuführen, so thut es dies trotz jeder Gefahr. Die meisten italienischen Bevölkerungen sind nicht von dieser Art, denn bei ihnen heißt es: viel Worte, wenig Thaten. — Jetzt hat dieses Ravenna sich vorgenommen, die Freiwilligen nicht einschiffen zu lassen; aber was soll dann werden, General? Was zum Teufel will man mit einer solchen Bande Strolche anfangen?"

„Und wie sind sie von mir und meinen Agenten abgemalt worden!" rief der rothbäckige Fra Gaudenzio, der exaltirte republikanische Jesuit. „Als Räuber habe ich sie geschildert, als Menschen, die sich im Schlamme aller Laster herumwälzen, und ganz besonders als erbitterte Feinde der Religion. Diese Roma=

gnolen sind aber harte Köpfe, die nur durch Blei erweicht werden können, und wenn nicht energische Maßregeln ergriffen werden, so fürchte ich, daß unser Triregnum in große Gefahr gerathe."

„Wir haben nach und nach und unter dem Schutze der Nacht hier die beiden Regimenter zusammen gezogen, welche zeither Filigari und Bologna besetzt hielten," sagte General Latour. „Uebrigens kann man auf diese fremden Truppen unbedingt rechnen. Sie sind dem heiligen Stuhl am allertreuesten und noch nicht von dem Freiheitsschwindel angesteckt, der die Modekrankheit unserer Tage ist. Wenn Ew. Eminenz daher irgend einen energischen Schritt zu unternehmen gesonnen sind, so können Sie auf meine Truppen das uneingeschränkteste Vertrauen setzen."

„Ach, General, Sie wissen nicht, was für ein Gesindel diese Romagnolen sind. Uebrigens haben sich dieser berüchtigte Masina mit seinen Lanciers, der tollköpfige Bonnet von Comacchio und ein Capitän Mambrini mit vielen Mantuanern den Freiwilligen angeschlossen. — Ist das nicht wahr, Don Gaudenzio?"

„Es ist nicht blos wahr," antwortete der Spion im Priesterrocke, „sondern ich kann auch noch hinzufügen, daß in Ravenna Tag und Nacht Patronen gefertigt werden und daß hier genug Flinten vorhanden sind, um Freiwillige und das gemeine Volk zu bewaffnen.

Bei diesen furchtbaren Mittheilungen begannen die Augen des dicken Prälaten zu funkeln und in ihren

Höhlen zu rollen. Wie instinctartig stützte er beide Hände auf die Armlehnen des Sessels, um sich zu erheben und die Flucht zu ergreifen.

Von der Last seines Körpers überwältigt, ließ er sich jedoch wieder zurücksinken und seine feisten Hände legten sich auf den Bauch, das Heiligthum der Pfaffenwirthschaft, als ob sie keiner Bewegung mehr fähig wären, und blieben hier, wie um diesen widerwärtigen Pfuhl zu schützen, worin unter den Auspicien der Lüge Scham, Gewissen und Menschenwürde für immer ihr Grab finden.

Als der listige Jesuit die Eminenz in solchen Schrecken gerathen sah, wollte er sich dies zu Nutzen machen.

„Sollte es denn," sagte er, „nicht ein Mittel geben, uns mit dem Willen und der Erlaubniß Gottes dieses ganzen Gesindels zu entledigen?"

Diese Meuchelmörder begehen fortwährend die Lästerung, daß sie Gott zum Mitschuldigen ihrer Missethaten machen.

„Sollte es," begann er wieder, „nicht gerathen und möglich sein, ihnen etwas in ihren Proviant zu mischen? Die Sache unserer Religion ist so heilig und steht bei dem Allmächtigen so hoch, daß die Opferung einiger Halsabschneider ihm nur angenehm sein könnte."

Und nun citirte er in lateinischer Sprache eine Menge Stellen aus ihren Fabeln, welchen zufolge Gott, um einem Volke von wuchertreibenden Vagabunden einen Gefallen zu thun, andere unschuldige Völker opferte.

Der Prälat, welcher bei dem nichtswürdigen Vorschlag seines verworfenen Collegen die Augen weit aufriß, verzog den Mund, als ob er eine Mißbilligung aussprechen wollte, während ihm doch die Freude seiner Krokodilsseele aus den Augen leuchtete.

Dem Söldling mißfiel der Vorschlag des Jesuiten ebenfalls nicht; um aber jene anmaßliche Superiorität zu behaupten, welche die Unfähigkeit der Nachkommen der Scipionen den fremden Miethlingen in diesem unglücklichen Lande eingeräumt hat, rief er, indem er sich in der ganzen Höhe seines riesigen Wuchses aus seinem Sessel emporrichtete:

„Bei Gott! Die Carabiner meiner Soldaten werden diese Briganten bald zur Ordnung zu bringen wissen!"

Hätte er nicht in Gegenwart zweier Eingeborenen gesprochen, so würde er nicht verfehlt haben, den Ausdruck „Brigands d'Italiens" anzubringen, denn dies ist die Lieblingsbenennung, mit welcher unsere Nachbarn jenseits der Alpen uns zu beehren pflegen.

„Ja," antwortete der Jünger Loyola's, „diese Briganten, Herr General, sind aber entschlossene Leute, welche ein wenig mehr Pulver gerochen, als Ew. Excellenz im friedlichen Dienste Seiner Heiligkeit dazu Gelegenheit gehabt haben. Uebrigens steht hinter den Freiwilligen auch noch eine Bevölkerung, welche nicht mit sich spaßen läßt und die von Kindheit auf mit der Waffe umzugehen gelernt hat."

Der General strich sich mit seiner gewohnten Eisenfressermiene den Knebelbart, warf den Kopf

empor und geberdete sich, als ob er den Himmel stürmen könnte.

Der Cardinal fuhr fort, Gaudenzio anzusehen; nach wenigen Secunden aber gaben sich bei sämmtlichen drei Herren augenscheinliche Symptome von Schrecken kund.

Es hatte sich nämlich während der eben mitgetheilten Conferenz unter den Fenstern des Palastes eine zahlreiche Volksmenge versammelt, welche jetzt ein lautes Geschrei erhob.

Daß dadurch die Unruhe der drei Feinde der Aufklärung und der Volksfreiheit bedeutend gesteigert werden mußte, kann der Leser sich denken.

Achtes Capitel.

Eine Demonstration.

Zu der Zeit, von welcher wir schreiben (1848), kam eine Demonstration mit derselben Leichtigkeit wie ein Spaziergang oder ein Ballfest zu Stande.

Man sagte: „Laßt uns eine Demonstration machen“, und ein halbes Dutzend junge Leute, oft von einem Don Gaudenzio begleitet — denn das Jahr 1848 war das wirkliche goldene Zeitalter der Priester — erhoben eine italienische Fahne, in den meisten Fällen

eine makellose, denn die Monarchie ist eine Nothwendigkeit geworden, welcher Italien sich unterworfen, obschon sie niemals die Sympathien des Volkes für sich gehabt hat — sie erhoben, sage ich, eine Fahne, und alle Müssiggänger der Stadt zogen dahinter her, so daß nach kurzer Zeit und nach Art eines Schneeballs die Demonstration, wenn sie an der bestimmten Stelle, gewöhnlich dem Regierungspalast, anlangte, eine beträchtliche Anzahl von Personen aufzuweisen hatte, welche meistentheils aus jungen Burschen und Kindern bestand.

In der Regel gab es unter den Demonstranten auch eine gute Zahl Solcher, welche ohne große Kosten und Mühe sich den Ruf von Liberalen erwerben wollten und immer bereit waren, zu schreien, Lärm zu machen und Unordnung anzustiften, während sie sich in der Stunde der Gefahr unter dem einen oder dem andern Vorwand stets fern zu halten wußten.

Zur Schmach des Vaterlands ist die Zahl dieser Letzteren überaus groß.

Eine von Ravennaten veranstaltete Demonstration hatte jedoch etwas Ernsteres als die Mehrzahl dieser Art von Zusammenrottungen.

Wie wir schon gesagt, sind die Ravennaten nicht Leute, mit welchen sich viel scherzen läßt. Ein erfahrenes Auge erkannte übrigens unter der Menge auch eine ziemliche Anzahl Freiwillige, die nicht leicht von den Fremden zu unterscheiden waren, denn sie trugen keinerlei Uniform oder Abzeichen.

Man sah unter ihnen Masina, Risso, Ramorino, Franchi u. s. w. und auch unser Cantoni fehlte nicht.

Es waren dies alles Leute, die weit eher geneigt waren, die Hände zu gebrauchen, als viele Worte zu machen.

Zu dem Rufe: „Es lebe Italien! Es lebe Pio Nono!“ — so lautete das Feldgeschrei der damaligen Zeit, denn die Italiener hatten geglaubt, ein Priester sei wirklich fähig, ihnen die Freiheit zu verschaffen — gesellte sich jetzt auch der: „Die Freiwilligen dürfen nicht fort! Wir wollen die Freiwilligen behalten!“

Das Portal des Palastes war gleich bei dem ersten Brüllen des Volkssturmes geschlossen worden und die fremdländische Wachmannschaft stand in der Vorhalle mit geladenen Gewehren und bereit, Feuer zu geben.

„Was werden wir nun thun?“ sagte der wohlgemästete Diener Gottes zu seinen beiden Freunden, die, obschon sie weniger Furcht verriethen, doch bei dem Geschrei des Volks ein wenig bleich geworden waren. „Was sollen wir beginnen?“

Und seine Augen hefteten sich ruhelos bald auf Latour bald auf Gaudenzio.

„Ew. Eminenz muß sich auf dem Balkon zeigen“, sagte der listige Fuchs von Jesuiten und ein halb verächtliches Lächeln umspielte seine jetzt bleichen Lippen.

„Wie! Ich soll mich vor diesen eingefleischten Teufeln auf dem Balkon zeigen? Libera nos, Domine!“

rief der Prälat, während ein kalter Schauer seine feisten Glieder durchrieselte.

So groß ist die Furcht dieses Gezüchtes, dessen Reich nicht von dieser Welt ist.

„Wir Beide wollen uns im Namen Seiner Eminenz zeigen," sagte der Fremdling zu Gaudenzio.

Dieser aber dachte noch an den Schlag, den ihm Franchi's starke Rechte mit der Flasche ins Gesicht versetzt, und fest überzeugt, daß dieser gefährliche Gegner sich auch jetzt mit unter der Zahl der Demonstranten befände, antwortete er:

„Zeigen Sie sich, General. Sie sind daran gewöhnt."

„Und werden dafür bezahlt," wollte er hinzusetzen.

Er besann sich jedoch anders und sagte:

„Und verstehen, einem Kampfe die Stirn zu bieten."

„Heraus! heraus!" brüllten mittlerweile Hunderte von Stimmen mit immer höher steigender Wuth. „Heraus, heraus, oder wir kommen hinein."

Die That folgte auf das Wort. Dumpfdröhnende Schläge begannen an dem Portal zu hämmern, und die Fensterscheiben desselben Salons, in welchem sich die drei mit einander conferirenden Herren befanden, flogen in tausend Scherben von den Kieseln, welche die Gassenbuben mit Wonne herbeischleppten, denn sie

freuten sich nicht wenig, Gelegenheit gefunden zu haben, Lärm zu machen und Schaden anzurichten.

Wohl sehend, daß die Sache ernsthaft ward, verließen der General und der Jesuit den furchtsamen Prälaten und näherten sich dem Balkon, indem sie die Augen vorsichtig auf die unten stehende Menge warfen.

Der Söldling suchte vor allen Dingen zu erforschen, ob eine Muskete über den Köpfen der Menge hervorragte, denn er wußte, daß die Ravennaten gute Schützen sind, und wer seine Seele für den Leib verkauft, sucht letztern auch nach Möglichkeit zu wahren und riskirt ihn nicht a dos tirones oder zur Unzeit, wie die Gauchos, die halbwilden Bewohner der Ufer des Rio de La Plata, sagen.

Gaudenzio, der den Bauch ebenfalls zu seinem Gott machte, ging mit derselben Vorsicht zu Werke wie sein Gefährte und hielt sich zurück, bis er sah, daß es unter dem Volke keine Feuerwaffen gab.

Nichtsdestoweniger ergriff ihn ein tödlicher Schauer, als seine Fuchsaugen dem funkelnden und spöttischen Blick unseres rüstigen Freundes Martino Franchi begegneten.

Er trat ein wenig zurück und fuhr sich unwillkürlich mit der rechten Hand nach der Stirn, auf welcher die von jenem in Bologna empfangenen Schlage entstandene Wunde noch nicht ganz vernarbt war.

Franchi heftete seine Blicke lächelnd auf den Jesuiten und sagte bei sich selbst:

„Geduld, Pfaffe! Wenn ich mich nicht täusche, so handelt es sich heute nicht darum, Flaschen zu handhaben, mache Dich aber auf eine tüchtige Tracht Hiebe gefaßt, dafern Dir nicht vielleicht etwas noch Schlimmeres bevorsteht.“

Der Priester schien trotz des Tobens der Menge den Monolog und das Lächeln des Freiwilligen zu verstehen und schauderte bis in das Innerste seiner verworfenen Seele hinein.

Dennoch machte er aus der Noth eine Tugend und wollte auch übrigens Latour nicht die Ehre lassen, das Volk anzureden, was dem General mit seinem ausländischen Accent ohnehin schwer geworden sein würde. Deshalb raffte Gaudenzio seine ganze Rednergabe zusammen und begann folgendermaßen:

„Meine Herren! doch nein, Bürger wollte ich sagen“ — hier ward gelacht und gezischt. — „Seine Eminenz der Herr Cardinal beauftragt mich, Euch zu erklären, daß er sehr geneigt ist, Alles zu bewilligen, was diese gute und treue Bevölkerung von ihm verlangt; nur bittet er Euch, jetzt wieder ruhig in Eure Wohnungen zurückzukehren. Dann soll Alles aufs Beste und Eurem Wunsche gemäß geordnet werden.“

Schon glaubte er, durch seine Beredsamkeit einen bedeutenden Eindruck gemacht zu haben, und als er sah, daß das Volk ihn schweigend anhörte, so trat er noch ein wenig weiter vor und fuhr mit ziemlich sicherer und energischer Stimme fort:

„Ja, Bürger, mit der Zustimmung Gottes und Seiner Heiligkeit wird Seine Eminenz Alles aufs Beste ordnen und alle gerechten und billigen Wünsche —“

„Befriedigen,“ wollte er sagen, Masina aber mit seiner Löwenstimme unterbrach ihn und rief:

„Was für eine Heiligkeit? Was für eine Eminenz? Wir wollen von allen Heiligkeiten und Eminenzen nichts mehr wissen. Corpo di Madonna! Was wir wollen, ist, daß die Freiwilligen nicht von hier fortgehen, denn in Venedig braucht man uns nicht und will man uns nicht, und nach Konstantinopel, wohin Ihr uns schlauer Weise spediren wollt, könnt Ihr selbst gehen, Ihr Natterngezücht!“

„Ja wohl! Ja wohl! So ist es!“ schrie die Menge, und das Getöse und Durcheinanderwogen derselben erinnerte an einen beginnenden Seesturm.

Der schlaue Priester, welcher Zeit gewinnen wollte, hoffte, daß das Volk sich mit Dem, was er gesagt, beruhigen lassen, sich wieder nach Hause begeben und seinen eigenen Geschäften nachgehen würde. Es ist dies bei dergleichen Aufläufen auch sehr oft der Fall, diesmal war es aber nicht so.

Das von den Freiwilligen aufgewiegelte Volk ließ sich durch die honigsüßen Worte des Jesuiten nicht abspeisen, und es dauerte nicht lange, so begann der Steinhagel gegen die Fenster und das Stoßen und Rütteln an dem Portal von Neuem.

Die ausländische Wachmannschaft, welche in dem Hofe aufgepflanzt sich bereit hielt, Feuer zu geben,

schickte bei den furchtbaren Schlägen und weil sie das Thor in Trümmer stürzen und die wüthende Menge hereinstürmen zu sehen fürchtete, dem Volke eine Ladung entgegen, und da einige Kugeln durch die schwächsten Theile der Thorflügel hindurchschlugen, so sanken draußen einige Verwundete zu Boden.

Der Anblick des Blutes machte die Ravennaten noch wüthender; und da einige Arbeiter eine in einem benachbarten Hofe vorgefundene starke und lange Maurerleiter herbeigetragen hatten, so bemächtigten das Volk und die Freiwilligen sich derselben und rannten damit einigemal mit solcher Gewalt gegen das Thor, daß Schloß, Bänder, Riegel, Haspen, Angeln und Holztheile in einem Haufen in das Innere des Hausflurs hineinstürzten.

Die Söldner hatten ihre Gewehre kaum wieder geladen, als die eindringende Fluth des Volks sich über sie her warf, sich aber begnügte, sie zu entwaffnen.

Dann zertheilte sie sich auf den Treppen in mehrere Ströme, und binnen wenigen Augenblicken waren alle Räume des Palastes von der Menge angefüllt.

Der Cardinal war so glücklich, in die Hände Tommaso's Risso, eines tapferen Offiziers, zu fallen, der aber, wie man sagte, nicht fähig war, auch nur eine Fliege zu beleidigen.

Als er den feisten Priester in flehender Haltung vor einem Christusbilde auf den Knien liegen sah,

nahm er ihn in Schutz und vertheidigte ihn gegen Die, welche Hand an ihn legen wollten.

Latour war weniger glücklich.

Masina und Cantoni trafen ihn in der Nähe des Balkons, wo er sich dem Volke gezeigt, warfen sich auf ihn, packten ihn, hoben ihn auf das Geländer und stürzten ihn wie einen Sack voll Unrath kopfüber hinunter.

Zum Glück für den General war der Balkon unten mit eisernen Stützen versehen; durch die Gefahr behend gemacht, klammerte sich der General an dieselben so wie an einige hervorspringende Marquisen des Erdgeschosses und erreichte auf diese Weise, einige leichte Quetschungen abgerechnet, mit heiler Haut den Boden.

Da die wüthendsten der Aufrührer sich jetzt innerhalb des Palastes befanden, so ward es Latour leicht, sich in die Kaserne seiner Soldaten zu flüchten.

So genaue Nachforschungen man auch im Palast anstellte, so war es doch nicht möglich, Gaudenzio zu entdecken.

Franchi war darüber außer sich. Er durchsuchte die entlegensten Winkel, lugte unter die Betten, in die Holz- und Kohlenbehältnisse und durchwühlte mehrere in den Zimmern der Dienerinnen aufgethürmte Haufen Wolle, die zum Stopfen von Matratzen verwendet werden sollten.

Die Zimmer der Zuhälterin des Cardinals wurden dann ebenfalls wiederholt durchsucht und auf eine Weise durchwühlt, daß die arme fromme Dame beinahe in Ohnmacht gefallen wäre.

Beschimpfungen oder Beleidigungen wurden jedoch den im Palast sich befindenden Frauenzimmern nicht angethan, und wenn irgend ein dreister junger Bursche es sich herausnahm, der verführerischen Favoritin des Prälaten die glatte rosige Wange zu streicheln, so ward ihm dies von den Ernsteren und Gesetzteren scharf verwiesen.

Franchi, Masina und Cantoni schickten sich, ermüdet von ihren vergeblichen Nachforschungen nach dem Jesuiten, endlich an, den Palast zu räumen und sich zurückzuziehen, als, während sie alle drei an der offenstehenden Thür des Zimmers vorübergingen, welches von der alten vertrauten Dienerin des Cardinals bewohnt ward, die auch die Functionen einer Directrice des Harems versah, Franchi diese Alte erblickte, welche ganz ruhig dasaß und Seide spann.

Es fiel ihm auf, daß eine solche Beschäftigung in dem Hause eines Priesters getrieben ward, welcher zum größeren Ruhme Gottes im Müssiggange lebt.

Er trat deshalb näher und heftete seine Falkenaugen auf das Gesicht der Alten.

Wenn diese Augen auch nicht die Schärfe eines Dolchs hatten, so war die Wirkung ihres Blicks doch der eines Dolches beinahe gleich.

Gaudenzio — denn die alte Seidenspinnerin war Niemand anders als er — ward durch den Blick seines furchtbaren Feindes in die tödlichste Angst versetzt. Seine Wangen wurden bleich — und es gehörte Etwas dazu, dieses weinrothe Gesicht bleich zu machen — er zitterte an allen Gliedern und warf sich vor dem Freiwilligen auf die Knie nieder.

„Wie, Halunke!" rief Martino, „Du bist es? Du bist in Weiberkleider gekrochen, Scorpion?"

Und Masina, Cantoni so wie noch zwei andere Freiwillige Namens Peralto und Brusco kamen, sobald sie die Neuigkeit, welche sich unter der Menge verbreitete wie ein Lauffeuer, vernommen, herbeigeeilt, hoben den Jesuiten auf demselben Sessel, auf welchem er gesessen, empor und trugen ihn im Triumphe aus dem Palaste hinaus.

Hier auf der Straße war eben ein Bauer bemüht, sich mit seinem beladenen Esel durch die Menge hindurch zu arbeiten, um das Freie zu gewinnen.

Er ward angehalten und der Jesuit auf allgemeines Verlangen auf den Esel gesetzt, welcher, angeregt durch den Lärm der Menge, ein fürchterliches Geschrei erhob — zur großen Erbauung und Belustigung der Gassenbuben, welche, um das Werk zu krönen, den Priester unter lautem Geheul und Gepfeife mit Kartoffeln, Rettigen und Kohlstrünken warfen.

Gaudenzio, der anfangs vor Furcht und Schrecken die Besinnung verloren, faßte sich wieder, als er die Sache den Anstrich einer Posse gewinnen sah.

Und so war es auch wirklich.

Das durch die Carnevalscene amüsirte Volk vergaß den eigentlichen Zweck der Demonstration, und da es übrigens auch spät geworden war, so begab sich Einer nach dem Andern nach Hause, wo ihn die Abendmahlzeit und süße Ruhe erwarteten.

Dies ist das gewöhnliche Ende aller Volksaufläufe — viele Worte, viel Lärm und unbedeutende Thaten.

Der Despotismus fürchtet dergleichen Bewegungen; da er sie aber so oft im Sand verlaufen sieht, so gewöhnt er sich allmälig daran, begnügt sich, sie zu beobachten, schickt seine Spione aus, verläßt sich auf die sogenannten Gemäßigten und die mit dem Liberalismus kokettirenden Priester, welche dann in den unter ihrem Einfluß stehenden öffentlichen Blättern die Mäßigung und Weisheit der Regierungsbehörden preisen, welche verstanden haben, das Volk im Zaume zu halten und es ohne Blutvergießen zu seiner Pflicht zurückzuführen.

Die Armuth, in welcher die despotischen Regierungen die Mehrzahl des Volkes zu erhalten bemüht sind, nöthigt dieses, sich mit ganz anderen Dingen zu beschäftigen als mit Politik, und auf diese beklagenswerthe Weise versinkt Italien immer tiefer in Schmach und Erniedrigung.

Mittlerweile stieg der Jesuit, nachdem er ein großes Stück des Weges nach Ravenna zurückgelegt,

und als er sah, daß nur noch einige wenige Gassenbuben ihm nachliefen, von dem Esel herunter, schlich sich in eine nahe am Wege stehende offene Scheune, zog die Weiberkleider aus und flüchtete sich, von dem ersten Dunkel der Nacht begünstigt, in ein sicheres Asyl, um auf neue Niederträchtigkeiten zu sinnen.

Neuntes Capitel.

Rossi.

Ein bekannter Autor sagt:

„Wenn es keine Sklaven gäbe, so gäbe es auch keine Tyrannen, und es würde keine Tyrannen geben, wenn es keine bereitwilligen Werkzeuge für sie gäbe."

Die Tyrannei ist die Tochter der Corruption der Völker, und je tiefer eine Nation demoralisirt ist, desto leichter wird es dem Despotismus, sie zu unterjochen.

Von tausend Individuen suchen neunhundert und noch mehr ein Amt und eben so viele Eltern sind überglücklich, wenn sie ein solches für ihre Söhne finden, möge es nun das eines Häschers oder eines Thürstehers sein.

Vom Geringsten an bis zum Staatsoberhaupte sind Alle beamtet, oder suchen es zu werden. Die eine Hälfte der Nation trachtet danach, herrlich und in Freuden zu leben, indem sie die andere bedrückt und aussaugt, so daß von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit keine Rede mehr sein kann.

Es ist dies sehr trostlos, aber wahr. Der Einzige, welcher die Freiheit will, ist der Sklave, und Gleichheit will Niemand als der Arme. Man mache den Sklaven zum Herrn und den Armen reich. Der erstere wird oft strenger sein als der Tyrann, und der reichgewordene Arme wird die Gleichheit zwischen sich und seinem ehemaligen Leidensgefährten mit dem Stocke messen wollen.

Dennoch dürfen wir nicht an einer besseren Zukunft verzweifeln, wo es gelingen wird, die Zahl der Feinde der menschlichen Gesellschaft, mögen sie nun Priestergewand oder Uniform tragen, zu vermindern.

Freilich bedarf es hierzu einer oder mehrerer gewaltiger Bewegungen, welche das Menschengeschlecht bis in seine tiefsten Fundamente erschüttern und die zur Vervollkommnung der Völker tauglichen Elemente auf die Oberfläche heben.

Wenn ich an die Volkserziehung denke, die man allgemein als das Heilmittel der menschlichen Uebel betrachtet — und ich gestehe, daß ich im Grunde genommen derselben Meinung bin — so drängt mir die Misanthropie — vielleicht die Tochter des Alters und der Trübsal — die Frage auf:

Aber sind denn die Leute von Erziehung auch wirklich besser als die anderen? Sind die Gelehrten, die Doctoren besser als das gemeine Volk?

Allerdings kenne ich gute Menschen; ich kenne Männer, welche lieber jede Entbehrung ertragen, als daß sie sich zu Unwürdigkeiten erniedrigten; unglücklicherweise aber sind dies nur wenige.

Wenn man rechtschaffene Leute suchen will, so wird man deren auch in unserem unglücklichen Italien finden.

Das Steuerruder des Schiffes aber ist ruinirt und zwar in solchem Grade, daß es nicht wohl reparirt werden kann.

Soll man es gegen ein neues vertauschen? Ja, dies ist das einzige Mittel, welches zum Zwecke führen kann. Leider aber ist diese Aufgabe bei der Masse von Corruption, welche sich in diesem schönen, unglücklichen Lande aufgehäuft hat, eine ungemein schwierige.

Indessen, wir wollen nicht verzweifeln. Schon kennt man das Mittel gegen das Uebel, und die Anwendung des ersteren tritt oft zu einer Zeit ein, wo man es am wenigsten erwartet hat.

Die Nachricht von der Ermordung Rossi's in Rom und der Sieg des Volkes über die päpstlichen Söldlinge machten dem Zustande fieberhafter Ungewißheit und der fortwährenden Gefahr, mit den Truppen handgemein zu werden, worin man sich in Ravenna befand, mit einem Male ein Ende.

Die päpstliche Regierung wollte die Freiwilligen einschiffen, unter dem Vorwande, sie nach Venedig zu schicken, in der That aber um sich ihrer zu entledigen.

Das Volk wollte dies nicht zugeben und machte mit Recht geltend, daß die Freiwilligen mit mehr Nutzen zur Vertheidigung der von dem siegreichen Radetzky bedroheten Po-Linie verwendet werden könnten.

Die in ihren Quartieren consignirten Söldner waren mit ihren fertig bespannten Kanonen und brennenden Lunten bereit, sich beim ersten Signale auf das Volk zu stürzen.

Die muthigen Ravennaten kümmerten sich wenig um die drohende Soldateska, traten zusammen, setzten ihre Gewehre in Stand und waren Tag und Nacht beschäftigt Patronen zu fertigen.

Ravenna hatte mit einem Male ein ganz anderes Gepräge gewonnen. Die Leute, welche man auf den Straßen traf, waren nur wenige an Zahl und diese wenigen bewegten sich, als ob das Pflaster glühend wäre, während sie sich zugleich fortwährend umschaueten, um nicht unversehens überfallen zu werden.

Die Haltung dieser muthigen Bevölkerung war von der Art, wie man sie im Hinblick auf die muthmaßlichen Ereignisse der Zukunft nur wünschen konnte.

Die Armen, welche — wie dies zu solchen Zeiten ganz natürlich ist — keine Arbeit fanden, wurden mit Allem, was sie bedurften, von den Reichen unter-

stützt, die nicht zu stolz waren, den Sohn des Armen an ihrem Tische Platz nehmen zu lassen.

Es war ein erhabenes Schauspiel, welches unter einer wahrhaft nationalen Constitution gewiß in ganz Italien Nachahmung finden würde.

Unter den Freiwilligen herrschte ein unbeschreibliches Verlangen, mit den Soldaten des Papstes handgemein zu werden.

Sie hatten in jenen Tagen einige alte Flinten bekommen, denn es ist von jeher, infolge der Abneigung der Regierenden, das Loos der Freiwilligen gewesen, mit den schlechtesten Waffen ausgerüstet zu werden.

Was kam aber weiter darauf an? Die armen wackeren Jünglinge gewöhnten sich infolge dieses Umstands nur um so mehr daran, den Feind nicht zu zählen und, wenn auch ungenügend ausgerüstet, allen Gefahren eben so wie den Nichtswürdigkeiten der Verräther zu trotzen, welche stets bereit waren, sie an die Feinde Italiens zu verkaufen.

Die Thätigkeit, welche in den Quartieren der Freiwilligen herrschte, war eine wirklich erstaunliche.

Die Officiere, die sich nach dem Kampfe für das Vaterland sehnten, welchem zu dienen sie über den Ocean gekommen waren, erzählten ihren jüngeren Waffengefährten die ruhmreichen Kriegsthaten, welche von der italienischen Legion in Montevideo verrichtet worden, so zum Beispiel das heldenmüthige Gefecht

bei Sant' Antonio, wo 180 Italiener und 20 Montevideaner im offenen Felde einen zehnstündigen Kampf gegen 1500 Mann der besten Truppen des Tyrannen von Buenos Ayres ausgehalten hatten.

Es war dies eine Waffenthat, welche der italienischen Legion auf Befehl der Regierung der Republik die ausgezeichnete Ehre verschaffte, bei den Revuen allemal den rechten Flügel des Heeres zu bilden.

Das Gefecht am Dagman ward ebenfalls in allen seinen Einzelnheiten geschildert.

Hier war der Kampf nicht so hitzig wie bei Sant' Antonio, aber glänzender, denn ungefähr 100 Mann italienische Legionäre hielten in vier eng geschlossenen Sectionen, die eine dichte und doch nach allen Richtungen hin bewegliche Masse bildeten, in einer der weiten Ebenen von Uruguay die wiederholten Angriffe von 500 Mann der besten Cavalerie der Welt aus und schlugen den über diese Tapferkeit erstaunten Feind zuletzt in die Flucht.

Der Muth und die Kaltblütigkeit der italienischen Legionäre in diesen heißen Kämpfen waren so außerordentlich, daß die allgemeine Meinung von der italienischen Tapferkeit nur bestärkt und ihr Commandant zu allerhand außerordentlichen Unternehmungen veranlaßt ward, zu welchen die freiwilligen Kämpfer auch stets bereit waren, sobald sie im fernen Lande nicht unter dem unmittelbaren Einfluß der Verräther standen, welche theils aus Eifersucht über die ehrenvollen

Thaten der Freiwilligen, theils um ihrem Schergengemüth einen Genuß zu bereiten, sie lieber ohne Ruhm besiegt und verloren gesehen hätten.

Mit dem Tode Rossi's und dem Sieg des römischen Volks zerstreuete sich der Sturm, und von der Einschiffung der Freiwilligen war keine Rede mehr.

Ich habe Pellegrino Rossi nicht gekannt, wohl aber von ihm als einer in Sachen der Staatsökonomie und der Politik nicht gewöhnlichen Capacität sprechen gehört. Dadurch jedoch, daß er sich dazu verstand, Minister des Papstes zu werden, beraubte er sich alles Ansehens.

Wie Dem jedoch auch sein möge, so erlöste sein Tod die Freiwilligen aus ihrem Verbannungszustande, und wir genossen hinfort die hohe Ehre, unter dem Namen der ersten italienischen Legion der römischen Armee anzugehören.

Zehntes Capitel.

Risso und Ramorino.

Kein Denkstein bezeichnet die letzte Ruhestätte der tapferen Offiziere der italienischen Legionen von Montevideo, welche den Ocean durchfurchten, um mit ihrem edlen Blute die Schollen des fluchbeladenen Bodens zu färben!

Ja fluchbeladen warest du, Boden von Rom, von dem Tage an, wo du die Höhle der Füchse und Krokodille wurdest, von dem Tage an, wo die unterjochte, niedergebeugte, entwürdigte Menschheit von den weltlichen Herrschern an die Priester verkauft ward.

Ja, nur die Priester konnten eine angemessene Strafe solcher Bosheit sein. Nur die Priester mit ihrem Pesthauche konnten dieses große Volk vergiften und in diese Cloake von Entwürdigung und Infamie hinabdrücken, bis zu welcher noch kein anderes Volk der Erde gesunken ist.

Ja, nur die Priester konnten sich über das Unglück ihres Vaterlandes freuen und darüber jubeln, daß nun der Lüge, der Corruption und der Fremdherrschaft Thor und Thür geöffnet war.

Wir haben gesehen, wie Gaudenzio, nachdem er von dem Esel herabgestiegen, ein sicheres Asyl fand.

Und wer hätte im Jahre 1848 einem Priester, einem Befreier, nicht ein Asyl gewährt?

Denn im Jahre 1848 galten die Priester für Befreier. Der höchste, der heilige hatte, vielleicht auf Eingebung des Satans, den Entschluß gefaßt, einige der von seinen Vorgängern entworfenen Pläne auszuführen, nämlich die getrennten Glieder der unruhigen italienischen Familie nicht zu befreien, sondern unter der Herrschaft der Schlüssel zu vereinigen.

Es wäre nicht übel für Italien gewesen, wenn es durch die Priester geeinigt worden wäre, denn dies hätte sein Elend und seine Knechtschaft um einige Jahrhunderte verlängert.

Gaudenzio hatte also bemerkt, daß, nachdem er von der Menge verfolgt und später verlassen worden, die von Franchi angeführt ward, der Nachfolger desselben in seiner Eigenschaft als Volks- oder vielmehr als Kinderführer — denn die Menge der Erwachsenen hatte sich, wie wir schon gesagt, verlaufen und es war nur eine Rotte von Gassenbuben und unbärtigen Burschen zurückgeblieben — kein Anderer war als unser Cantoni, an dessen Seite, ihm wie sein eigener Schatten folgend, die treue Ida einherschritt.

Der schlaue Jesuit hatte trotz dem Wirrwarr nicht alle Kaltblütigkeit verloren, und während er auf seinem Bucephalus sitzend das geduldige Opfer spielte und den Kopf auf die rechte Seite hängen ließ, verfehlte er doch nicht, seine Blicke ringsum schweifen zu lassen, um sich von dem Stand der Dinge zu unterrichten.

Ein Vorfall, der später einen verhängnißvollen Ausgang nahm, hatte Franchi und die Mehrzahl der

Freiwilligen von dem Schauspiel, welches Gaudenzio wider Willen gab, abwendig gemacht.

Es hatte zwischen Tommaso Risso und Ramorino, beide Offiziere von Montevideo und beide tapfere Krieger, ein Zwist stattgefunden und Risso hatte, von augenblicklicher Aufwallung hingerissen, Ramorino ins Gesicht geschlagen.

Gaudenzio hatte sich in seinem schadenfrohen Gemüth über den Vorfall nicht wenig gefreut und glaubte schon die beiden Gegner als Leichen betrachten zu können.

Cantoni und seine treue Begleiterin folgten dem Priester nach, und dieser, der nun der gefürchteten Gegenwart Franchi's überhoben war, konnte seine Luchsaugen forschend auf das schöne Paar heften.

Er errieth sofort das Geschlecht unserer Heldin und machte sie mit zum Gegenstand seiner höllischen Pläne.

In diesem Augenblick näherte sich ein Agent der päpstlichen Polizei, der sich bis jetzt gescheut hatte, sich unter die Menge der kräftigen Ravennaten und Freiwilligen zu mischen. Er sah, daß die Rotte jetzt fast gänzlich nur aus Knaben bestand, drängte sich unter dieselben hinein und begann, einen Knotenstock schwingend, den Ordnungsstifter zu spielen.

Der Polizist war, wie die Mehrzahl dieser Leute, welche zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung bestimmt, in der That aber meistentheils weiter nichts

sind als die Hüter und Bewahrer des Uebergewichts der bevorrechteten Classe — der Polizist, sagen wir, war ein rüstiger, starker Gesell und ein wenig betrunken.

Als er sah, daß seine Ermahnungen nicht ohne Wirkung auf die jugendliche Schaar blieben, lernte er Geschmack daran finden und ging sogar so weit, daß er einige Hiebe unter die Knaben hinein führte.

Einer dieser Hiebe traf Ida auf den Kopf, so daß sie betäubt zu Boden stürzte und Cantoni die Gefahr erkannte, in welcher er und seine Leute in Folge dieser Uebergriffe der Polizeigewalt schwebten.

Ohne weiter an etwas zu denken und ohne etwas Anderes zu sehen, als seinen zu Boden gestreckten jungen Freund, gewahrte er anfangs nicht, wie der Bandit des Sanfedismus gleichsam triumphirend dastand und sich mit seiner vermeinten Heldenthat zu brüsten schien.

Plötzlich aber umdunkelte eine Wolke der Rache und des Ingrimms die Augen des jungen Freiwilligen, und mit der Schnelligkeit des Blitzes warf er sich auf den betrunkenen Schergen, versetzte ihm einen Faustschlag ins Gesicht, so daß er die Beine in die Luft emporstreckte, entriß ihm seinen Stock, zerbrach ihn, nachdem er ihm einige Hiebe damit versetzt, und warf die Stücken auf den wie leblos Daliegenden.

Dann hob er Ida in seinen starken Armen auf, drückte sie, wie eine Mutter ihr Kind, an seine

Brust und verschwand unter der Bewunderung und dem Beifallsjubel des ganzen versammelten jugendlichen Publicums auf einem Seitenwege.

Elftes Capitel.

Das Duell.

Es war ein trüber Novembermorgen.

Es regnete nicht, wohl aber fiel ein dichter Nebel, wie er im östlichen Italien zu dieser Jahreszeit häufig vorkommt, und durchnäßte die Kleider, die Hüte und den Bart eben so gründlich wie ein wirklicher Regen, nur auf weit unangenehmere Art, während er zugleich den ganzen Körper auf eine Weise durchschauerte, die zu fortwährender Bewegung nöthigte, wenn man nicht erstarren wollte.

„Warum bleibst Du bei so rauher Witterung nicht in Deinem Zimmer, in Deinem warmen Bett bei Deiner trauten Geliebten, welche Dir eine Tasse duftiger Chocolade reicht und Dich umschwebt wie eine verkörperte Gottheit der Liebe und Sanftmuth?" würde vielleicht einer jener frommen Tagediebe sagen, welche so bescheiden sind, sich Männer Gottes zu nennen, die uns das Wort Gottes mittheilen, das heißt, es uns zu dem Preise verkaufen, den wir dafür bezahlen wollen.

Die Sorgen und Entbehrungen des Lebens überlassen diese Priester der Lüge Anderen. Diese sollen den Stürmen des Landes und des Meeres trotzen und das eine wie das andere im Schweiße ihres Angesichts durchfurchen, um die Mittel zum eigenen Lebensunterhalt, zu dem ihrer Kinder und auch zu dem des gefräßigen Schmarotzergeschöpfes zu gewinnen, welches sich Priester nennt.

Immer arbeitet und mühet Euch, Ihr bethörten Leichtgläubigen! Der Priester öffnet Euch den Weg zum Paradiese; er empfängt Euch bei Eurem Eintritt ins Leben, er fesselt Euch an das Geschick des Weibes, er verabschiedet Euch bei jenem Uebergang der Materie, welchen man den Tod nennt, und empfiehlt Euch dem Erbarmen des Allerhöchsten wegen Sünden, die nicht die Euren sind.

Der Priester hat das Monopol der Ausbeutung aller feierlichen Ereignisse und Umstände des Lebens an sich gerissen, er lebt herrlich und in Freuden, und Ihr, elendes Volk, arbeitet und schwitzt und tragt ihm zum größern Ruhme Gottes Euer Scherflein ins Haus.

Und dann schreiet Ihr in alle vier Winde hinaus, Ihr wäret ein civilisirtes Volk!

Der Priester ist der Diener Gottes; der Priester steht — wenigstens sagt er es und Ihr glaubt es — mit Gott in unmittelbarem Verkehr, er erhält von ihm sein Priestermandat, seine Autorität, seine Attribute.

Und Ihr geduldigen Schafe, Ihr arbeitet, Ihr kämpft mit den Wogen des Oceans, und wenn Ihr dem Priester nicht gebt, was er beansprucht, wenn Euer Weib sich nicht mit ihm über Eure Abwesenheit tröstet, so fahrt Ihr zur Hölle, elendes Gesindel!

Auf einem freien Platze bei Cesena waren an jenem trüben Novembermorgen sechs Personen zu sehen.

Vier zählten, nachdem sie mit der Spitze eines Dolches eine Linie in den Boden geritzt, fünfundzwanzig Schritte ab, so daß die eben erwähnte Linie die Hälfte dieser Entfernung bezeichnete.

Die anderen Beiden hatten sich Cigarren angezündet und schienen die Beendung der Vorbereitungen, welche die Anderen trafen, mit Ungeduld zu erwarten.

Ja, mit Ungeduld sahen sie dem verhängnißvollen Augenblick entgegen.

Ramorino konnte unter der Wucht des ihm zugefügten Schimpfes, wenn derselbe nicht mit Blut abgewaschen ward, nicht mehr leben.

Risso bereute jetzt ohne Zweifel, einen Freund und Waffenbruder so schwer beleidigt zu haben, war aber zu stolz, um sein Unrecht einzugestehen, und wünschte ebenfalls mit Ungeduld der furchtbaren Situation ein Ende gemacht zu sehen, möchte dieses nun ausfallen wie es wollte.

Die Distanz ist abgemessen, und die Secundanten bieten, nachdem sie vergebens einen letzten Versuch, eine Ausgleichung und Versöhnung herbeizuführen, gemacht, jedem der Gegner eine Muskete dar.

„Eine Muskete?“ werden die meisten Duellanten mit dem Ausdruck der Entrüstung fragen.

Aber warum keine Muskete? Wenn man sich vorgenommen hat, sich gegenseitig zu morden, so genügt es, daß die Waffen gleich seien, wären es selbst Kanonen.

Also die beiden Gegner bekamen jeder eine Muskete und marschirten dann mit derselben Kaltblütigkeit gegen einander, als ob sie sich auf einem öffentlichen Spaziergange befänden.

Nachdem Ramorino zehn Schritte zurück gelegt, macht er Halt und richtet seine Muskete auf Risso, welcher, vielleicht gewandter und stärker als der Andere, die Mündung seiner Waffe schon auf die Brust des Gegners gerichtet hält.

Ein Gefühl der Reue und des Widerstrebens, zur Beleidigung auch noch den Mord zu gesellen, macht ihn zögern; er hebt die Waffe, giebt Feuer und die Kugel streift kaum die Stirn seines Gegners.

Nicht so handelt Ramorino. Er drückt fast gleichzeitig ab, seine Kugel aber traf den Gegner mitten ins Herz.

Der arme Risso! Er, einer der Letzten aus so vielen Kämpfen und mit so vielen ehrenvollen Narben bedeckt, fiel, um nicht wieder aufzustehen, und starb, ohne einen Laut von sich zu geben.

In dem Gefecht bei Tre Cruces in Montevideo hatte er eine beinahe tödliche Wunde am Kopf davon getragen und nur die Rüstigkeit seiner Körperconstitution konnte ihm das Leben retten, welches er nun

auf heimathlichem Boden noch viel zu früh für Vaterland und Freunde verlieren sollte.

Am 3. Juni 1849 bat Ramorino, in Rom von einer französischen Kugel tödlich verwundet, seine Genossen um Verzeihung für den Tod seines Waffenbruders, den er der unsterblichen Ehre beraubt, auf dem Monte Gianicolo bei der Vertheidigung der idealen Hauptstadt Italiens zu fallen.

Des idealen Roms, sagen wir! Nicht jenes widerwärtigen Bordells, welches die Lüge, der Haß des Auslandes und die Corruption in eine Pestbeule verwandelt haben, die nicht blos das schon seit langer Zeit von ihrem Hauche angesteckte Italien, sondern die ganze Welt vergiftet.

Zwölftes Capitel.

Die Freiwilligen im römischen Heer.

Die Freiwilligen!

Muß nicht ein Jeder die Freiheit seines Vaterlandes wollen? Muß er nicht wünschen, daß sein Vaterland geehrt und nicht von fremden Soldaten, von Priestern und Verräthern besudelt werde?

Warum soll die Existenz des Vaterlandes einer Handvoll gezwungener und einer zweiten Handvoll freiwilliger Soldaten, mit einem Worte, einigen wenigen

Tausenden anvertraut sein, während wir doch so viele Millionen sind, welche dieselben Pflichten, dasselbe Interesse haben?

So ist es aber immer, und die Wenigen und Besseren ziehen heldenmüthig für die Sache Aller in Kampf und Tod, während die großen Massen sich mit unfruchtbaren Zänkereien und Demonstrationen beschäftigen, oder, gleichgültig gegen das Allgemeine, sich nur mit ihren Privatangelegenheiten befassen.

Vom Jahre 1848 bis 1868 waren die Freiwilligen fortwährend thätig, ihre Zahl aber war stets ungenügend.

Selbst im Jahre 1860, der glänzendsten Periode ihrer Laufbahn und nach der für sie so siegreichen Schlacht am Volturno, beliefen sie sich auf noch nicht ganz vierzehntausend Mann, und diese Zahl war nicht hinreichend, um eine heuchlerische Regierung, welche sich dem freiwilligen Element, wo dieses die Despotie des Fremdlings zu bekämpfen, stets feindselig gezeigt hat, zu zwingen, den Weg der Pflicht zu wandeln.

Einen Beweis von dieser Feindseligkeit haben wir an jener berüchtigten Depesche Cialdini's an Napoleon, worin es heißt:

„Wir marschiren mit vierzigtausend Mann auf Neapel, um dort die in Garibaldi personificirte Revolution zu bekämpfen."

Und was sollten die Freiwilligen thun? Sie bestanden zum größern Theile aus unbärtigen jungen Leuten, waren schlecht organisirt und wurden von den Werkzeugen der schlechtesten aller Regierungen auf alle

mögliche Weise bearbeitet, um sie Dem, was sie als ihre Pflicht erkannt, untreu zu machen.

In Palermo hatte die sardinische Regierung unter dem Vorwand der Annexion das Volk schon aufgehetzt, die Freiwilligen am weiteren Vorrücken zu hindern, und im Einverständniß mit dem Bourbon, welcher verrieth, und mit Bonaparte, der seine Schiffe in die Meerenge von Messina schickte, versuchte jene erbärmliche Regierung im Keime jenes gewaltige Unternehmen zu ersticken, welches das nationale Streben vieler Jahrhunderte verwirklichen, Italien constituiren und die Anstrengungen des Despotismus, der muthigen Entschlossenheit einer Handvoll Tapferer gegenüber, vergeblich und unnütz machen sollte.

Nun sammelte die sardinische Regierung alle ihre Anhänger und Günstlinge in Neapel, und während sie den Bourbon mit listigen diplomatischen Unterhandlungen hinhielt, schürte sie eine Revolution, um ihn zu stürzen und die Thätigkeit des zehnmal siegreichen Volksheeres zu nichte zu machen.

Die Geschicke Italiens wollten aber, daß es sich constituire, und alle schlau gesponnenen jesuitischen Anschläge der Sanfedisten scheiterten an dem eisernen Willen der Tausend von Marsala.

Während der unerfahrene Franz II., von den Füchsen des Nordens verrathen, mit schwacher Kraft sich auf seinem Thron zu behaupten suchte, war der ganze Despotismus und Sanfedismus Europa's gegen uns, und ohne es zu wissen, zog das italienische Heer

aus, um gegen Brüder zu kämpfen und das Zustandekommen eines einigen Italiens zu verhindern.

In Neapel hatten sieben Mann von dem Befreiungsheer die Kühnheit, sich in die größte Hauptstadt hineinzuwagen, und die von solchem Muthe überraschten und verblüfften Soldaten des Bourbon präsentirten vor ihnen das Gewehr.

Mittlerweile waren die Freiwilligen immer nur vierzehntausend Mann stark, während sie eigentlich mehr als hunderttausend hätten zählen sollen.

Die Marken und Umbrien, deren Befreiung nur eine Folge der wunderbaren Siege der Freiwilligen war, erkannten dies gleichwohl auch nicht mit einem Worte an, sondern zollten vielmehr den großen Triumphen der Monarchie Beifall.

Das übrige Italien beschränkte sich, anstatt die Regierung zu nöthigen, die siegreichen Freiwilligen ihren Marsch wenigstens bis nach Rom fortsetzen zu lassen, auf süßes Nichtsthun, und die Häuser der Priester wimmelten von der bigotten Menge, welche sich herbeidrängte, um Gott dafür zu danken, daß er ihrem Vaterland seinen ärgsten Feind, die Ursache aller seiner Schmach und seines Unglücks, noch erhalten hatte.

Nach Rossi's Tode wurden also die Freiwilligen in die römische Armee oder vielmehr in die Armee des Papstes aufgenommen.

Der Papst hatte sich also für Reformen erklärt? Er trat als Befreier auf?

Setzte sich nicht vielleicht auch nächstens der Montblanc in Bewegung und begann dem Fortschritt zu huldigen?

Unsere einfältigen Mitbürger glaubten dies wenigstens.

Und siehe da! Es dauerte nicht lange, so flüchtete der reformbegierige Papst in Weiberkleidern nach Gaëta zu seinem Collegen und bat die Welt um Verzeihung, daß er einer großen, edlen Idee fähig gewesen war oder wenigstens geheuchelt hatte, dies zu sein.

Von welcher Art die Regierung Roms in der auf Rossi's Tod folgenden Periode war, beweisen folgende Thatsachen:

Während die Freiwilligen unter dem Namen der ersten italienischen Legion in die römische Armee aufgenommen wurden, befahl die römische Regierung, daß ihre Zahl nicht fünfhundert überschreite und deshalb keine weiteren Anwerbungen stattfinden dürften. Da die genannte Zahl indessen bereits überschritten war, so ward durch eine neue Verordnung des Kriegsministeriums eine weitere Vermehrung bis auf tausend Mann gestattet.

Dabei gab es auch in anderer Beziehung keine Kabale und Intrigue, welche nicht von der Priesterherrschaft gegen die Freiwilligen gesponnen worden wäre.

Man befahl, es ihnen an allem Nothwendigen mangeln zu lassen, sie bei der Bevölkerung zu verleumden und

als eine Bande von Strolchen und Räubern zu schildern, die jeder Missethat fähig wären.

„Feinde der Religion" war noch der glimpflichste Titel, den man ihnen gab.

Als sie auf ihrem Marsche nach Rom die Stadt Macerata passiren wollten, verschloß dieselbe ihre Thore vor ihnen.

Man versprach ihnen Waffen, ließ aber unter bald dem einen, bald dem andern Vorwand dieses Versprechen unerfüllt, und eben so machte man es mit der Kleidung.

Man rief die Freiwilligen nach Rom; während sie aber auf dem Marsche dahin waren, schickte man sie wieder nach Fermo zurück.

Zuletzt nahm man sie in Rom auf, aber blos um die ihnen günstige öffentliche Meinung nicht zu verletzen, während man zugleich alles Mögliche aufbot, um die wackeren Kämpfer in der allgemeinen Achtung herabzusetzen und wo möglich zu vernichten.

So war die Handlungsweise der Regierung.

Unter solchen Umständen und mit der Geduld, wie nur Männer sie besitzen können, die fest entschlossen sind, der heiligen Sache ihres Vaterlandes zu dienen, organisirte sich die erste italienische Legion und rüstete sich zu der ruhmreichen Epopöe der Vertheidigung Roms, in welcher sie, nachdem sie oft gesiegt, schließlich doch der Wucht von vier feindlichen Armeen

unterliegen sollte, obschon sie bis zum letzten Augenblick die Ehre der italienischen Fahne hochzuhalten wußte.

Dreizehntes Capitel.

Die Entdeckung.

Ida war nicht todt, sondern von dem Schlage, den ihr der Scherge der Priesterherrschaft mit seinem Knüppel versetzt, blos betäubt.

Cantoni hatte sie, wie wir schon gesehen, nachdem er sie gerächt, vom Boden aufgehoben und trug sie in seinen Armen fort wie eine Mutter ihr Kind.

Er trug sie fort und die noch schwachen Schläge des Herzens der Ohnmächtigen übten auf sein Gemüth eine unwiderstehliche Wirkung.

Er ahnte die Wahrheit!

Und als er seine schöne Bürde auf dem Strohlager einer Fruchthändlerin, deren Verkaufslocal das erste Asyl war, welches sich ihm öffnete, niedergelegt, als er, nachdem die hülfreiche Frau der Betäubten das rothe Hemd von den Schultern gezogen, die vollendeten Formen entdeckte, welche die Meisterhand der Natur gemeißelt und die, obschon sie gleichsam etwas Männliches hatten, doch auch die ganze Zartheit und Feinheit der schönsten Töchter Eva's besaßen, o da

schwamm die Seele des jungen Freiwilligen in jenem Meere von Wonne, welches man nur in den ersten Stadien des Lebens durchfurcht, in jener — vielleicht der einzig glücklichen — Zeit der ersten Liebe, wo Alles lächelt, wo alle Genüsse in dem göttlichen Gewande der Hoffnung und des Idealen erscheinen, frei von den Widerwärtigkeiten einer Wirklichkeit, welche verfliegt und in Nichts zerrinnt wie eine Rauchwolke und oft nur Mißbehagen oder unauslöschliche Reue zurückläßt.

Was sind überhaupt die Freuden des Lebens?

Cantoni fühlte sich unauflöslich an das schöne Wesen gefesselt, welches hier vor ihm lag, und er blieb zur Stelle, um die Geliebte zu hüten wie einen Schatz.

Wie stolz war er, sie vertheidigt, sie gerettet zu haben!

Wer hätte jetzt noch wagen dürfen, diese Königin seines Herzens zu beleidigen?

Ha! ein Mann, der zum ersten Male liebt, ist so viel werth wie zehn. Welches Gefühl ergreift mich, so alt und hinfällig ich auch bin, wenn ich auf eine Zeit zurückblicke, wo auch ich mich vervielfacht fühlte und unerschrocken jedem Ereigniß entgegenging!

Jetzt aber liegt nur die furchtbare Wirklichkeit vor mir. Abenteuer, Hoffnungen, Ruhm — Alles ist in Trümmer gesunken unter der Last der Jahre und der Enttäuschungen.

Als Ida, aus ihrer Ohnmacht erwachend, die Augen wieder dem Licht öffnete, hefteten sie sich auf

die zärtlich und leidenschaftlich blickenden ihres Befreiers und mit unwillkürlicher Bewegung streckte sie ihm die Arme entgegen.

Cantoni neigte sich zu ihr herab, seine Lippen hefteten sich auf die Korallen des schönen Mundes und göttlicher Nektar durchströmte die Adern zweier glücklichen Wesen.

Ist dies vielleicht das Leben? Ja, ja! alles Uebrige ist Elend und Erbärmlichkeit.

Diese interessante Scene war natürlich dem scharfen Auge der guten Teresa, der Fruchthändlerin, nicht entgangen. Sie ward dadurch vielleicht an einige Auftritte ihrer eigenen Jugend erinnert und freute sich über die Liebe und das Glück des schönen Paares.

Unter solchen Umständen ward es Cantoni natürlich nicht schwer, die gute Frau für seine jugendliche Geliebte zu interessiren.

Teresa verstand sich gern dazu, Ida bis zu ihrer vollständigen Herstellung zu pflegen und Cantoni riß sich, nachdem er vorläufig seinen Dank ausgesprochen, endlich los und eilte auf seinen Posten in der Legion, wohin ihn die eben zum Sammeln blasenden Hörner riefen.

Mit zerrissenem Herzen folgte er dem Corps der Freiwilligen nach Rom und hier lassen wir ihn als

eins der beklagenswerthen Opfer des Hasses, der Verleumdungen und der giftigen Einflüsterungen des schlauen Feindes unseres Vaterlandes, des Priesters.

Vierzehntes Capitel.

Die Beichte.

Die Beichte ist die furchtbarste Waffe in den Händen des Priesterthums.

Durch die Beichte beherrscht der Priester das Weib und gelangt in den Besitz aller Familiengeheimnisse.

Auf diese Weise dient er nicht blos seinem Orden, sondern auch dem Despotismus, dessen wirkliche geheime Polizei und festestes Fundament er ist.

Teresa, die Fruchthändlerin, war ein guter, mitleidiger Charakter und ward geachtet von Allen, die sie kannten.

Was nützt es aber, gut zu sein in diesem armen Italien, wo der Priester der Hüter und Pfleger der Seelen ist?

Anstatt eines wirklichen Hüters und Pflegers ist er vielmehr ein Verderber und liefert auf diese Weise einen Beweis für die Wahrheit von Alfieri's schon einmal erwähntem Ausspruch, welchem zufolge die

Pflanze Mensch in Italien am kräftigsten gedeiht, aber auch der größten Verbrechen fähig ist.

So ist es auch in Spanien und in allen Ländern, wo das Pfaffenthum herrscht.

Die gute Teresa war fromm wie die meisten Frauen aus dem Volke sind, und da ihr Gewissen ihr doch einige Vorwürfe über die Gastfreundschaft machte, welche sie zwei Excommunicirten — so wurden die Freiwilligen von dem Sanfedismus und seinen Anhängern genannt — erwiesen, so ermangelte sie nicht, sich den nächstfolgenden Tag zu den Füßen ihres Beichtigers, des Pfarrers der Kathedrale, zu werfen, um ihn um Verzeihung und Absolution für ihre Sünde zu bitten.

Sie hatte die ganze Nacht hindurch zwischen dem Edelsinn ihrer Natur und den Gewissensbedenken geschwankt, welche die Priester auf so schlaue Weise den Herzen des unwissenden Weibervolks einzupflanzen verstehen.

Die Gewissensbedenken trugen zuletzt den Sieg davon und trieben die arme Teresa nach dem Lokal, wo Ablaßzettel zu couranten Preisen und in directem oder indirectem Verhältniß zu den Eigenschaften und dem Alter des bußfertigen Sünders verkauft werden

Nachdem der Priester das reuige Geständniß der armen Frau angehört, erklärte er, dieses sei nicht hinreichend, denn die Sünde, um welche es sich hier handele, sei eine zu schwere.

Er befahl ihr daher, ich weiß nicht wie viele Monate zu fasten und eine Unzahl Ave und Pater noster zu beten.

Dann empfahl er sie in Anbetracht, daß sie übrigens ihren religiösen Pflichten stets pünktlich nachgekommen, der Barmherzigkeit Gottes, ohne ihr jedoch die Absolution zu ertheilen, die er ihr nicht eher geben zu dürfen erklärte als bis sie der ihr auferlegten Buße genügt und die Excommunicirte aus ihrem Hause entfernt haben würde.

Beim Mittagsmahl dieses Tages saßen Don Cortlin, der Pfarrer der Kathedrale, und unser alter Bekannter Gaudenzio einander gegenüber.

Letzterer hatte sich nach der Katastrophe des vorigen Tages in das Haus seines Collegen geflüchtet.

Nachdem sie ein paar Flaschen vortrefflichen Bertinoro getrunken, als ihre Augen zu funkeln und ihre Nasen zu glühen begannen, entspann sich zwischen ihnen das folgende Gespräch:

„Weißt Du, Gaudenzio," sagte Don Cortlin, „daß ich heute außer vielen gleichgültigen Dingen auch etwas höchst Interessantes erfahren habe? Eine gutmüthige Obsthändlerin Namens Teresa hat mir gestanden, daß sie zwei dieser verwünschten Rothhemden in ihr Haus aufgenommen und daß eins davon, nachdem es eine wirkliche oder erheuchelte Ohnmacht überstanden, sich als ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren und von seltener Schönheit entpuppt hat. Ihr Begleiter und

Kamerad hat sie in Teresa's Obhut zurückgelassen und ist mit der Legion nach Rom abmarschirt."

„Corpo di bacco!" rief der Jesuit, auf den die Erzählung seines Collegen einen gewaltigen Eindruck zu machen schien. „Dieses Mädchen, geliebter Freund, ist ein Leckerbissen, der nicht blos unser, sondern des ersten Prälaten der Metropole würdig ist. Nie habe ich reizendere Formen gesehen, und wie holdselig ist ihr Antlitz! Lebten wir noch in den glücklichen Zeiten, in welchen die Engel vom Himmel herabstiegen und auf Erden wandelten, so würde ich sie für einen solchen halten."

Cortlin, der in dergleichen Dingen ein alter Practicus war, riß die Augen weit auf und antwortete:

„Dann aber ist dies eine Beute, die wir uns nicht entschlüpfen lassen dürfen, mein Bruder. Sie ist uns wirklich vom Himmel gesendet und um so angenehmer und willkommener, als, seitdem fast alle Männer zur Muskete oder zum Säbel gegriffen, die Frauen uns gewissermaßen zur Enthaltsamkeit verdammt haben. Sie sind ebenfalls vom kriegerischen Geist angesteckt und wollen von uns nichts mehr wissen, obschon wir die wirklichen Befreier Italien's sind."

„Ich hab's!" rief der Jesuit glühend von Wein und Lüsternheit, und, strahlend vor Wonne über den höllischen Plan, den er soeben ausgebrütet, streckte er die rechte Hand nach dem vollen Glase aus, leerte es

auf einen Zug und fuhr dann fort: „Mein lieber Cortlin, ich bin Dir schon Dank für die mir so großmüthig gewährte Gastfreundschaft schuldig und daher bereit, Dir diesen Dank dadurch zu beweisen, daß ich Dir meine Dienste und meine Vermittelung bei diesem jedenfalls köstlichen Abenteuer zur Verfügung stelle. Ich verlange für meine Bemühungen weiter nichts als einen bescheidenen Antheil an der Beute."

„Aber mein lieber Gaudenzio," entgegnete der Pfarrer der Kathedrale, „glaubst Du denn, ich würde so egoistisch sein, Dich Deines Antheils berauben zu wollen? Dir gebührt vielmehr der größere, denn Du bist in diesen Dingen mein Meister."

„O nein!" rief Gaudenzio, dessen Rausch immer höher stieg. „Ich bin stets ein Freund der christlichen Demuth und werde mich mit wenig begnügen."

In ihrem Herzen dachten aber die beiden Heuchler schon nach, wie sie sich gegenseitig betrügen könnten.

Fünfzehntes Capitel.

Der Raub.

Es regnete, wie man zu sagen pflegt, grade herunter. Dabei war die Novembernacht rauh und kalt und in den Straßen von Ravenna begegnete man, besonders nach dem Abzuge der Freiwilligen, um zehn Uhr Abends nur noch wenigen Passanten.

Ravenna besitzt eine ernste, wenig zu Lärm und Geschwätz geneigte Bevölkerung. Obschon südlich vom Eridano oder Po liegend, hat es doch ganz die Physiognomie der nördlicher gelegenen Städte Italiens.

Es war also zehn Uhr Abends als ein zweispänniger Wagen vor der Thür der Fruchthändlerin Theresa Halt machte.

Drei Männer stiegen in ihre Mäntel gehüllt aus, gingen die kleine Treppe des Vorplatzes hinauf, vom Regen gedeckt an der genannten Thür vorüber, und blieben dann stehen, indem sie in gedämpftem Tone mit einander sprachen, so daß man ihre Worte in selbst kurzer Entfernung nicht mehr verstehen konnte.

Eine alte Dame stieg ebenfalls aus dem Wagen. Sie hatte sich in einen großen wollenen Shawl gehüllt, stieg ebenfalls nach Teresa's Thür hinauf, pochte dreimal mit der Hand an und lauschte dann, um sich zu überzeugen, daß sie im Innern gehört worden.

Es antwortete jedoch Niemand und die alte Dame wiederholte das Anpochen, obschon wieder vergebens.

Zum dritten Male jedoch war sie glücklicher.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme.

„Ich bin es, liebe Teresa," entgegnete Don Cortlin's Abgesandte in honigsüßem Tone.

„Aber wer seid Ihr? Ich kenne Euch nicht und zu dieser Stunde öffne ich meine Thür nicht."

„Ich bin Perpetua, die Freundin des Don Cortlin, der mich zu Euch schickt, um Euch Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen, meine liebe Teresa."

Der bekannte Name Perpetua's und ganz besonders die in Aussicht gestellten wichtigen Mittheilungen, welche die Neugier unserer Fruchthändlerin reizten, bewogen sie, jedes Bedenken über die Unverletzlichkeit des Hauses in einer solchen Nacht fallen zu lassen.

Sie öffnete die Thür und ließ die Dame ein.

Diese trat aber nicht allein ein, denn dicht auf dem Fuße folgte ihr der Jesuit Gaudenzio und hinter ihm her kamen zwei Strolche, deren Gesichter, obschon halb von ihren Mänteln verdeckt, sie als würdige Begleiter eines Jüngers Loyola's kennzeichneten.

Teresa stieß, als sie diese Bande in ihr Haus eindringen sah, einen lauten Schrei aus.

Perpetua, welcher daran lag, weiteren geräuschvollen Auftritten vorzubeugen, näherte sich rasch der Fruchthändlerin und rief im freundlichsten Tone:

„Erschreckt nicht, meine gute Teresa. Diese Leute sind gut und rechtschaffen und haben durchaus nicht die Absicht, Euch etwas zu Leide zu thun. Der Herr Pfarrer schickt uns. Ihr wißt wie hoch er Euch achtet. Er würde nicht gestatten, daß man Euch auch nur ein Haar krümme."

„Ich bitte Euch, Perpetua," entgegnete Teresa, „sagt mir dann schnell, um was es sich handelt, denn ich möchte nicht gern, daß morgen in Ravenna gesagt würde, mein ehrenwerthes Haus sei bei nächtlicher Weile von so vielen unbekannten Personen besucht worden."

„Ich sage Euch aber nochmals," wiederholte Perpetua, „daß es ganz rechtschaffene Leute sind."

Sie wollte sich dann noch in weiteren Lobreden auf ihre Begleiter und ihren Herrn ergehen, Gaudenzio aber, dem vor allen Dingen daran lag, in den Besitz seiner Beute zu gelangen, rief plötzlich mit Donnerstimme:

„Aber so macht doch ein Ende, alte Schwätzerin! Wir sind nicht hierher gekommen, um Eure Beredsamkeit zu bewundern, sondern um den Befehl des hochwürdigen Don Cortlin zu gehorchen und die Seele eines verirrten Schäfleins aus den Klauen des Satans zu erretten."

Trotz seines erst kurzen Verweilens in diesem Zimmer hatte er doch schon entdeckt, daß der Alkoven zu Ida's Versteck diente. Er gab den beiden Strolchen ein Zeichen, leistete selbst hülfreiche Hand und binnen wenigen Augenblicken bemächtigten sie sich der armen Wehrlosen, rissen sie aus dem Bett, hüllten sie in einen Mantel und trugen sie rasch in den Wagen, in welchem dann blos noch die drei Männer Platz nahmen, während man es Perpetua überließ, Teresa einzureden, daß Boten vom Himmel herabgekommen seien, um ihr Seelenheil zu retten, welches dadurch, daß sie einer Excommunicirten Aufnahme gewährt, schwer gefährdet worden.

So groß ist die Frechheit dieses Natterngezüchts und so groß ist die höllische Bosheit, womit diese Menschen jedes, auch das abscheulichste Verbrechen auf meisterhafte Weise mit dem Mantel der Heuchelei zu bedecken wissen.

So verbergen sie vor der Welt ihre Laster und Ausschweifungen hinter dem Vorwand, daß sie nur dem Guten und der Moral dienen, während sie zugleich den Namen des Allmächtigen fortwährend mißbrauchen und folglich lästern.

So sind diese Diener des Satans.

In frühern Zeiten schürten sie die Scheiterhaufen, auf welchen Tausende von Unschuldigen den Märtyrertod erlitten, und dann bestiegen sie die Kanzel und verkündeten der Welt ihre vorgebliche Frömmig-

keit und die Greuelthaten, welche sie zum größern Ruhme Gottes begangen hatten!

Und immer noch giebt es eine Italienerin, welche sich diesen giftigen Feinden des Menschengeschlechts zu Füßen wirft!

Sechszehntes Capitel.

Die Gefangenschaft.

Der Schlag, den Ida empfangen und der sie ohnmächtig in Teresa's Haus und von hier in die Krallen des Jesuiten geführt, war, wie wir gesehen haben, ein Schlag auf den Kopf gewesen.

Sie war dadurch schwer betäubt, zum Glück aber nicht tödtlich verletzt worden, so daß vierundzwanzig Stunden Ruhe sie in den Stand gesetzt haben würden, dem Corps der Freiwilligen und dem Mann zu folgen, an welchen sie sich für das ganze Leben gefesselt fühlte, und zwar nicht blos durch die Liebe, sondern auch durch die innigste Dankbarkeit.

So sollte es aber nicht kommen.

Kaum hatte sie sich ein wenig von ihrer Betäubung erholt und begann die wohlthätigen Wirkungen der Ruhe zu empfinden, als sie, wie wir gesehen haben, räuberisch fortgeschleppt ward und sich dann

in der absoluten Gewalt des verworfenen Jesuiten sah.

Der Leser wird vielleicht nach den von Cortlin und Gaudenzio gegenseitig gegebenen freundschaftlichen Versprechungen glauben, daß Letzterer, um sein Wort zu lösen, die Absicht gehabt habe, die Geraubte in das Haus seines Freundes und Collegen zu bringen.

Dies fiel aber dem Jesuiten nicht ein. Er befand sich in Ida's Besitz und er hätte sie selbst dem heiligen Vater nicht abgetreten.

„Eine solche Beute behält man hübsch für sich selbst,“ dachte der Schurke. „Das Mädchen ist ein wahrer Engel! Habe ich vielleicht nicht eben so viel Recht als eine Eminenz, mir eine schöne Geliebte zu halten?“

Und von Lüsternheit aufgestachelt und den halbschlafenden Zustand, in welchem seine beiden Helfershelfer verfallen waren, benutzend, neigte er sein Fuchsgesicht auf Ida's halb vermummten Mund herab und versuchte sie zu küssen.

Dies gelang ihm aber nicht.

Von ihrem anfänglichen Schrecken zurückgekommen und sich ihrer unglücklichen Lage beinahe bewußt, machte sich die Gefangene mit blitzschneller Bewegung die eine Hand frei und versetzte dem frechen Lüstling einen solchen Faustschlag ins Gesicht, daß er einen Augenblick lang das ganze Innere des Wagens in Feuer stehen zu sehen glaubte und ihm das Blut aus

Mund und Nase quoll, so daß sein schwarzes Gewand binnen wenigen Minuten, selbst in dem Halbdunkel des Wagens, das Ansehen einer Fleischerschürze gewann.

Nachdem Ida diesen kühnen, wohlgelungenen Schlag geführt, warf sie die Hüllen, in welche man sie gewickelt, von sich, näherte sich der Thür des Wagens und versuchte dieselbe mit ihrer siegreichen Rechten zu öffnen.

Leider aber sollte sie damit nicht zu Stande kommen.

Die Morgenröthe der Freiheit kam nur einen Augenblick zum Vorschein und entschwand dann wieder.

Der Jesuit, welcher sich bis jetzt aus Scham über sein blutig geschlagenes Gesicht schweigend und ruhig verhalten, wollte dennoch nicht, daß seine Beute ihm auf diese Weise entschlüpfe.

Er packte sie daher mit beiden Händen und erhob ein so furchtbares Geschrei, daß die beiden Strolche aus ihrem Schlaf emporfuhren und mit den Köpfen an das Dach des Wagens anstießen.

Im Nu ward die Unglückliche auf ihren Sitz zurückgezerrt, die schon halbgeöffnete Wagenthür wieder geschlossen und den beiden Helfershelfern eingeschärft, die Hände nicht von den Klinken der Wagenthüren wegzunehmen, bis man das Ziel der Fahrt erreicht haben würde.

Und welches war dieses Ziel?

Ida wußte es nicht, wie denn wahrscheinlich noch Niemand es wußte.

Gaudenzio hatte allerdings die Richtung nach Süden eingeschlagen, war aber noch nicht mit sich selbst einig, wohin er die schöne Gefangene bringen sollte, denn es standen ihm eine ganze Menge Klöster, Festungen und Schlösser zur Verfügung.

So groß ist die Macht dieser Unholde, welche jedem Despotismus unentbehrlich sind, weil sie ihm als Spione, Angeber und Schergen dienen, wofür er ihnen gestattet, frei über seine unermeßlichen Mittel zu verfügen.

Ich habe nicht die Absicht, jene teuflische Secte zu beschreiben, welche ihren Namen von dem Gerechten entlehnt und die sich desselben nur bedient, um damit ihre Missethaten zu bemänteln. Ein moderner Proteus, verwünscht von der Welt, die seine Schandthaten kennt, erscheint der Jesuit überall, wo ein Funke von Freiheit sich zeigt, um ihn sofort wieder zu zertreten und zu vernichten.

In den Wohnsitzen der Tyrannei ermuthigt er dieselbe zu immer größeren Eingriffen in die Rechte der Nation, und erst wenn die Völker, besudelt von dem Rost ihrer Ketten, dieselben schütteln, zerbrechen und ihren Unterdrückern ins Antlitz werfen, entkleidet sich der Proteus seiner verhaßtesten Formen, entflieht dem gerechten Zorne der Unterdrückten, taucht irgend wo anders auf und sagt mit der lächelnden Miene eines Gemäßigten: „Auch ich bin ein Liberaler!“

Als die Hölle den Jesuiten und den Priester, welche beide eins sind, ausspie, wußte sie recht wohl, daß sie dem Menschengeschlecht die Quintessenz ihrer Creaturen zum verderblichen Geschenk machte.

Der Despot Frankreichs, die mächtigste Stütze des Jesuitismus, lebt von diesem und durch diesen. Er begann seine Herrschaft mit einer Lüge, indem er erklärte, das Kaiserreich sei der Friede. Diese erste Lüge war nur die Vorläuferin unzähliger anderer, denn er wußte recht wohl, daß er sich ohne Krieg nicht auf dem Throne erhalten konnte.

So sind aber die meisten der heutigen Machthaber Europa's. Auf Ungerechtigkeit und Anmaßung gestützt, bedürfen sie der Priester, die sie begünstigen, um die Nation zu betrügen.

Es ist, wie ich wiederholt erkläre, nicht meine Absicht, den Jesuitismus zu schildern. Berühmtere Federn als die meinige haben sich schon diese Aufgabe gestellt und die Mittel enthüllt, welche ihm zur Verfügung stehen.

Spion, Polizeiagent und dienstwilliges Werkzeug jeder Tyrannei, dient er ganz besonders jener verhaßtesten und verabscheuungswürdigsten Clique, welche ihren Sitz in Rom hat und welcher er den blindesten Gehorsam schuldig ist, wenn es ihm nicht etwa gelingt, sie durch Schlauheit und Keckheit zu überlisten.

Der Jesuit ist der Repräsentant der menschlichen Bosheit. Als im ursprünglichen Zustande der Gesellschaft ein schlauer Feigling auf den Einfall kam, daß er herrlich und in Freuden auf Kosten der Dumm-

köpfe leben könnte, die für ihn arbeiten würden, da ward er Jesuit und Priester und die große Menge verehrte ihn.

Von der Zeit an, wo die Verleumder des Aristides das Scherbengericht über ihn ergehen ließen, von den Pharisäern an, welche Christum kreuzigten, bis zu den hochgestellten Personen in Rom, welche, um im Ueberfluß zu schwelgen, ihr Vaterland an den Fremdling verkaufen, hat der Jesuit stets existirt und ich weiß nicht, ob die alten schlimmer gewesen sind als die neueren.

Sei dem aber, wie ihm wolle, so steht doch fest, daß der Jesuitismus, wie die Laus, sich überall da zeigt, wo Schmutz, Unwissenheit und Elend herrschen.

Ehe Gaudenzio von Ida jenen Faustschlag empfangen, war er in Bezug auf die Wahl des Gewahrsams, in welchen er sie bringen sollte, im Zweifel gewesen; nachdem aber seine Lüsternheit auf diese solenne Weise gezüchtigt worden, folgerte er bei sich so:

„In ein Kloster darf ich sie nicht bringen. Sie wäre im Stande, dasselbe in Brand zu stecken, oder, noch schlimmer, sich Nonnenkleider zu verschaffen und in diesen die Wachsamkeit der Pförtner zu täuschen. Uebrigens sind die Mönche so versessen auf schöne Mädchen, daß es ein großes Wagstück wäre, ihren Krallen ein solches wie dieses anzuvertrauen."

„Soll ich sie nach Rom bringen? — O nein! Daran ist noch viel weniger zu denken. Unter so

vielen Geiern des Sanfedismus bliebe sie nicht vier und zwanzig Stunden in meiner Gewalt.

„Es wird daher am besten sein, wenn ich sie nach San Leo, zu meinem Freund und Schützling, dem Cavaliere Volpone, schaffe. Er ist alt und geizig und bedarf meiner Fürsprache, um nicht auf die Galeeren zu kommen, wohin seine Spitzbübereien ihn sicherlich führen würden."

Nach San Leo also!

Der Jesuit würde sich, nachdem er zu diesem Schluß gekommen, die Hände gerieben haben wie Archimedes, als er seine großartigen wissenschaftlichen Entdeckungen gemacht, wenn er nicht genöthigt gewesen wäre, seine Rechte fortwährend mit seinem Taschentuche thätig sein zu lassen, um das immer noch aus seiner Nase hervorsickernde Blut zu stillen.

Von Ravenna nach San Leo ist die Entfernung eine ziemlich bedeutende, und der Jesuit bedurfte seines ganzen boshaften Scharfsinnes, um das Schiff glücklich in den Hafen zu führen.

Er zeigte sich gegen den Kutscher sehr freigebig, damit dieser sich immer vorsichtig umschauete und vor allen Dingen eine Begegnung mit den verwünschten Rothhemden vermiede, welche, wie das Sprüchwort sagt, einen Schurken schon von Weitem wittern.

Seinen beiden Helfershelfern verfehlte er nicht, ebenfalls eine gute Belohnung in Aussicht zu stellen, wenn sie ihm sein Unternehmen glücklich durchführen hülfen.

Ida ward scharf bewacht. Wenn man Leuten begegnete, so hielten ihre Begleiter ihr die Hände auf den Mund, selbst auf die Gefahr hin, sie zu ersticken.

Das arme Mädchen sah ein, daß alles Widerstreben nutzlos sein würde, und fügte sich in ihr trauriges Loos.

Wenn man die Pferde wechselte — was so viel als möglich an abgelegenen, menschenleeren Orten geschah — so beobachtete man in Bezug auf Ida dieselben Vorsichtsmaßregeln.

So erfahren und so gut bezahlt der Kutscher aber auch war, so konnte er sich doch nicht immer von der großen Via Emilia fernhalten, welche die Romagna von Süden nach Norden durchschneidet und durch den größern Theil des Raumes führt, welchen unsere Gesellschaft zu passiren hatte, um von Ravenna nach San Leo zu gelangen, das viele Meilen südwestlich von Rimini und San Marino liegt.

Als man die Straße von Ravenna nach Forli und von da nach Forlimpopoli hinter sich hatte — wie keuchten die armen Pferde und welche Versprechungen wurden dem Kutscher und den beiden Strolchen gegeben! — rollte der Wagen gegen drei Uhr Nachmittags zwischen Forlimpopoli und Cesena entlang, als bei dem Umbiegen um einen Hügelabhang der Klang eines Hornsignals eine furchtbare Wirkung auf Ida's drei Wächter äußerte.

Auch Ida selbst ward davon auf wunderbare Weise berührt, obschon in entgegengesetztem Sinne,

denn sie erkannte in diesem Klange das so oft gehörte und liebgewonnene Signalhorn der Freiwilligen.

Wie elektrisirt sträubte sie sich gegen die rohen Hände ihrer Verfolger.

Der Jesuit ward leichenblaß und rückte zitternd und mit gleichsam bittender Geberde seinem Opfer näher.

Die beiden Strolche, welche die Gefahr der Situation wohl erkannten, aber weniger feig waren als der Priester, hielten die unglückliche Gefangene nur um so fester und machten es ihr unmöglich, den Mund aufzuthun oder sonst ein Glied zu rühren.

Mittlerweile entwickelte sich in kurzer Entfernung das herrliche Corps der Freiwilligen, damals etwa achthundert Mann stark und zum größten Theil aus der Blüthe der Jugend jeder italienischen Provinz bestehend.

Und dies waren die Jünglinge, welche von den Priestern als Banditen und Vagabunden verschrieen wurden!

Die Freiwilligen hatten auf den Wiesen rechts und links von der Straße Mittagsruhe gehalten und das Horn rief zum Sammeln und zur Fortsetzung des Marsches nach Cesena.

Für patriotische Gemüther war es ein herrlicher Anblick, diese munteren muthigen Jünglinge zu sehen, welche der Bequemlichkeit und den Genüssen des Wohlstandes entsagend, sich aufgemacht hatten, um ihr Blut

für die Befreiung des Vaterlandes zu vergießen. Ja, man kann stolz darauf sein, diesen auserlesenen Theil der Nation in den Kampf geführt zu haben.

So sprechen aber nicht die Verräther, von welchen dieses unglückliche Land schmachvoller Weise noch wimmelt.

Hätte der Blick eines Malers in diesem Moment in das Innere des Wagens dringen können, worin sich die vier Reisenden befanden, so würde er sicherlich Stoff zu einer ungemein interessanten Skizze gefunden haben.

Es bedurfte der ganzen Körperkraft der beiden Räuber unserer Heldin, um sie abzuhalten, sich aus dem Wagen zu stürzen.

Sie hatte Alles versucht, was einem Mädchen von vierzehn Jahren möglich war. Bisse, Kratzwunden, Faustschläge wechselten mit den Todesdrohungen der Räuber und den brutalen Gewaltthätigkeiten, wodurch man sie zu verhindern suchte, sich zu bewegen und vor allen Dingen zu schreien.

Die Colonne der Freiwilligen zog die Straße entlang und der Wagen mußte sie nothwendig ihrer ganzen Ausdehnung nach passiren.

Gaudenzio hielt die eine Hand an seine immer noch blutende Nase und mit der andern seine Gefangene am Kleide.

Sein unstät hin- und herirrendes Auge maß die Zahl der Freiwilligen, obschon ohne auf einen der Individuen, welche diese Zahl bildeten, besonders zu

haften, denn Jeder erschien ihm gleich schrecklich und furchtbar.

Plötzlich aber entrang sich ein dumpfer Schrei oder vielmehr ein dumpfes Stöhnen, wie das eines Sterbenden, seiner Kehle und verrieth, daß er unter den jugendlichen Vaterlandsvertheidigern doch einen erkannt hatte.

In der That waren es die schönen, jovialen Züge unseres Freundes, des breitschulterigen Martino Franchi, welche auf das feige Gemüth des Priesters die Wirkung eines Medusenhauptes äußerten.

Die Erinnerung an jenen furchtbaren Schlag mit der Weinflasche und die entsetzliche Straßenscene von Ravenna tauchte vor ihm mit einer Deutlichkeit auf, als ob diese Auftritte in diesem Augenblick nochmals stattfänden.

Franchi's Auge begegnete auch in der That dem unheimlichen Blick des Jesuiten, da dieser aber die Hand aufs Gesicht hielt und auch übrigens bleich und entstellt war, so war es kaum möglich, ihn zu erkennen.

Wehe, wenn Martino ihn errathen hätte. Denn dann hätte noch etwas ganz Anderes seiner geharrt, als ein Hieb mit einer Flasche oder ein Spazierritt auf einem Esel.

Der Schatten des riesigen Brescianers — denn dem zitternden Gaudenzio war Franchi wie ein wirklicher Riese erschienen — schwand allmälig hinweg, namentlich in Folge der Peitschenhiebe, womit der Kutscher seine Pferde bearbeitete.

Zugleich aber schwand auch die augenblickliche Hoffnung der unglücklichen Gefangenen.

Cantoni, welcher für ihre Befreiung hundertmal sein Leben gewagt haben würde, war gemeinschaftlich mit Aguilan beschäftigt, die Bagage des Hauptquartiers in Ordnung zu bringen, um dann der Colonne zu folgen, und hatte daher das Vorüberfahren des Wagens auf der Straße, wo sich so viele Fuhrwerke hin- und herbewegten, kaum bemerkt.

Das vom Glück begünstigte Verbrechen hatte folglich seinen ungestörten Fortgang und der Jesuit schleppte die Unschuld weiter, um sie seinen ungeheuerlichen Lüsten zu opfern.

Möge das Laster, die Gewaltthätigkeit, die Tyrannei, der Trug auch zuweilen auf Erden triumphiren; die Tugend darf sich dadurch nicht abhalten lassen, ihren Dornenpfad unerschrocken zu wandeln und mit stolz erhobener Stirn zu sagen:

„Gott vergilt spät, aber er vergilt gerecht.“

Siebenzehntes Capitel.

San Leo.

Wenige Meilen von San Marino, gegen Südwesten, erhebt sich einer jener Berge, welche man, möge man auch noch so wenig Kenntniß von der Geologie unseres Planeten haben, unmöglich für etwas Anderes halten kann, als für einen alten ausgebrannten Rauchfang der Erde.

Er ist ausgebrannt und raucht nicht mehr, denn die Zeit hat ihn erstickt und abgekühlt, dabei aber, trotz aller Erschütterungen und Erdrevolutionen, seine konische Form, das charakteristische Kennzeichen des Vulkans, unberührt gelassen.

Die im Innern der Erde wüthende Gluth hat sich weiter von der Oberfläche zurückgezogen und bedarf daher jetzt an dieser Stelle weniger jener Schlote oder Krater, welche für die Ausströmungen des großen Feuerherdes unumgänglich nöthig sind.

Mit dergleichen ausgebrannten Vulkanen ist die Oberfläche des Erdballs an vielen Stellen förmlich bedeckt. Zu ihnen gehören beispielsweise die majestätischen Gipfel der Andes, und den Himalaya denke ich mir als den erstgebornen Sohn jener furchtbaren Convulsionen des gewaltigen Elements, welches in den Eingeweiden des Weltkörpers wüthet, der einer von den kleinsten ist, welche den Raum des unendlichen All durchrollen.

Die Erde brennt aus und wird immer kälter; dies steht außer allem Zweifel. In einigen Jahrhunderten wird sie eine Eisscholle sein — ich sage in einigen Jahrhunderten, denn was sind Millionen Jahrhunderte im Vergleich zur Ewigkeit?

Die todten Körper werden sich darin erhalten, aber todt — vom Ysop bis zur Ceder, von der Ameise bis zum Elephanten, vom Sklaven bis zum Tyrannen — aber todt, sage ich, denn kein Geschöpf wird auf dieser krystallisirten Fläche leben können.

„Der Mensch und seine Gräber,
Die letzten Trümmer dieser Erde und
Des Himmels — alles fällt der Zeit zum Raube,"

sagt Ugo Foscolo.

Die Erde brennt aus und kühlt sich ab. Das ihre ganze Oberfläche dann bedeckende Eis wird die Ueberreste alles Lebens begraben. Pflanzen jeder Art, von der majestätischen Tanne, welche die Abhänge der Berge krönt, bis zu dem bescheidenen Grashalm, der den Fußteppich der Thäler webt, die Gebeine des Knechtes und die des Herrn, alles wird durcheinander geworfen und mit einer vielleicht ewigen Krystallrinde bedeckt sein.

Und die Erde wird fortfahren, den Weltenraum zu durchfliegen, nicht mehr bewohnt von Ameisen und Menschen, aber immer auch wieder von Individuen der unendlichen Weltenfamilie, womit der Allmächtige die Unendlichkeit bevölkerte.

Und der Mensch mühet sich, arbeitet sich ab und quält sich, als ob sein nach Secunden zu bemessendes Leben eine Ewigkeit dauern sollte.

Der Despot und der Priester aber sind schlauer als die übrige Menschheit und sie betrügen und berauben dieselbe, um ihr verruchtes Leben einige Secunden lang auf Kosten der Dummköpfe, die ihre Lügen glauben, und der Feiglinge zu genießen, welche, anstatt sich frei zu machen und ihre Betrüger in den Staub zu stürzen, sich ihnen zitternd zu Füßen werfen, oder in eine Livree kriechen und ihnen das arme Volk bedrücken und aussaugen helfen.

Mögen die Vulkane noch thätig oder erloschen sein, so bewahren sie in der Regel ihre stumpfe Kegelform und wenn die, welche aus dem Schooß der Seen emporragen, wie zum Beispiel die zwei so überaus schönen, welche den Nicaraguasee in Centralamerika schmücken, einen merkwürdigen Anblick gewähren, so ist dies nicht minder mit denen der Fall, welche mit ihren schwindelnd hohen Gipfeln aus dem Ocean aufsteigend den Seefahrer durch ihre graziöse Gestalt und — unter der heißen Zone — durch ihr ewiges Grün mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen.

Von dieser Art sind die hohen Kegel der Gruppe von Lipari, der Mariannen, des indischen Archipels und so viele andere.

Die stumpf konische Form des Schlotes der Erde entstand, als die vulkanische Explosion die Erdrinde

sprengte und den Krater gestaltete, oder auch, als der glühende Krater, wie dies bei jeder im Zustande des Siedens befindlichen Materie geschieht, einen Schlund bildete, in welchem die ausgeworfene Materie oder Lava sich rings herum festsetzte und nach und nach die Basis, die Wände und den Saum der Mündung bildete und vergrößerte.

Im Laufe der Jahrhunderte thürmten sich diese anfänglichen Hügel von Mündung zu Mündung immer weiter auf und viele davon erreichten eine ungeheure Höhe, wie zum Beispiel der Aetna, der Hekla, der Viejo u. s. w., die alle nichts weiter sind, als Agglomerationen der von den Vulkanen ausgeworfenen glühenden Materien, welche im Zustande der Abkühlung sich schichtenweise emporgethürmt und die Dichtigkeit der vulkanischen Kruste und die Höhe derselben vermehrt haben.

Diese ältesten Vulkane datiren ihren Ursprung vielleicht von dem allgemeinen Erdbrande her, das heißt von der Zeit, wo dieses unser Freuden- und Jammerthal weiter nichts war als ein einziges großes Feuermeer.

Damals kochte und wallte diese Oberfläche wie irgend eine andere Flüssigkeit und bildete hervorragende Oeffnungen, aus welchen die gegenwärtigen ausgebrannten oder noch thätigen Schlote entstanden.

Der ausgebrannte Vulkan von San Leo zählt zu den kleineren der Giganten der Erde, obschon er in

der Geschichte der menschlichen Verbrechen keine ganz unbedeutende Rolle spielt.

Er diente nämlich früher, wie so viele andere Berghöhen, zum festen, unangreifbaren Wohnsitz gewaltthätiger Gesellen, welche von der Höhe ihrer Adlerhorste herab sich auf die Reisenden stürzten, ihre Habe raubten, die Frauen mit sich fortführten und die Männer mißhandelten oder todtschlugen.

Aus jenen fernen Zeiten stammen viele Adelsfamilien, deren Titel nicht mit durch Wucher erworbenem Gelde oder mit den Machthabern geleisteten Diensten erkauft wurden, sondern die sich durch ihre räuberische Faust so zu sagen selbst adelten.

Der moderne Feudalismus geht gemäßigter zu Werke. Er saugt die Nationen eben so aus wie der der Vorzeit, thut dies aber auf schlauere und listigere Weise.

Er ist auch reicher als jener, denn die Bevölkerungen sind eben so gewachsen wie Production und Verkehr, und er weiß Nutzen von der Geneigtheit der Völker zu ziehen sich zu großen Nationalitäten zu constituiren, um nicht von den Launen mächtiger Nachbarn abhängig zu sein.

Der von dem Priester unterstützte monarchische Feudalismus hat die Völker von Europa in eine solche Wolke von Lügen und Corruption gehüllt, daß sie ihre Lage für eine Situation des Fortschritts halten, während sie sich doch im Zustande einer Tyrannei befinden,

welche widerwärtiger erscheint, als die des Alterthums, denn sie umgiebt sich mit sogenannten liberalen Institutionen, ist aber im Grunde genommen weit perfider und lügenhafter.

Achtzehntes Capitel.

Der Scherge.

In den ersten Tagen des Monats December 1848 war die Witterung von der Art, wie man sie zu dieser Jahreszeit nicht wohl anders erwarten kann.

Der Abend war trübe und es fiel ein dichter Nebel, der, wenn er auch kein Regen war, doch eben so naß machte und mit seiner erkältenden Feuchtigkeit bis in das innerste Mark drang.

Der Felsen von San Leo, welcher auf dem Krater des ausgebrannten Vulkans ruht, der den Gipfel des Gebirges bildet, war gänzlich in Wolken gehüllt.

Wenn dieselben jedoch von einer mit Ungestüm sich erhebenden Bora dann und wann verjagt wurden, so zeigte sich dem Blick des erstaunten Wanderers jene bleich schimmernde Veste des Priestertyrannen, gleich einem Phantasma, welches je nach der größern oder geringern Dichtigkeit der Wolken zum Vorschein kam oder wieder verschwand.

Ein mit vier Pferden bespannter Wagen fuhr langsam die schneckenförmig gewundene Straße hinauf, welche nach der Festung führte, und als er die Zugbrücke erreicht hatte, stieg ein in einen Mantel gehüllter Mann heraus.

Nachdem er sich der Schildwache genähert, befahl ihm diese, stehen zu bleiben, und rief den Lieutenant, welcher sofort erschien und welchem der Neuangekommene Auftrag ertheilte, den Commandanten zu benachrichtigen.

Der Major Volpone, Commandant der Festung, saß eben bei Tische. Leute wie er stehen nicht gern vom Tische auf, ausgenommen wenn ein Vorgesetzter kommt, dem sie entgegeneilen müssen, oder wenn irgend welche Gefahr droht.

Sie haben einmal den Bauch zu ihrem Gott gemacht und wehe daher Dem, der sie stört, während sie am Altar ihrer Anbetung sitzen.

Als daher der Lieutenant der Thorwache eintrat und dem Commandanten meldete, daß Jemand da sei, der ihn zu sprechen wünsche, entgegnete der Commandant in mürrischem Tone:

„Er möge warten! Daß doch diese Menschen einen allemal gerade zu der Stunde incommodiren, wo man bei Tische sitzt und sich ein wenig von den Mühen und Anstrengungen seines Tagewerks erholt.“

Und große Anstrengungen in der That waren diesem Kerkermeister der Inquisition beschieden, der

eine Anzahl Unglücklicher zu bewachen und zu quälen hatte, welche die Bosheit der Priester in dieses Gefängniß gesperrt, weil sie das Verbrechen begangen, nicht an die Lüge glauben zu wollen, die Freiheit Italiens geliebt und geschworen zu haben, die schändlichste aller Tyranneien zu stürzen.

So dachte vielleicht bei sich selbst der junge Lieutenant, während er dem Befehl seines Vorgesetzten gehorchte.

Als er die Zugbrücke erreicht hatte, setzte er Gaudenzio — denn dieser war der neue Ankömmling — von der Antwort des Commandanten in Kenntniß.

Der Jesuit rümpfte ärgerlich die Nase, mäßigte sich aber sofort wieder und sagte in dem heuchlerisch freundlichen Tone, welchen die Jünger des h. Ignatius so meisterhaft anzunehmen verstehen, zu dem Offizier:

„Wollten Sie vielleicht so gefällig sein, dem Commandanten diese Karte zu überreichen oder zuzuschicken?"

Der Offizier heftete seine Augen auf die des Priesters, den er, obschon derselbe sich in einen bürgerlichen Mantel gehüllt, erkannte und zog eine Miene, als ob er sagen wollte:

„Mich betrügst Du nicht, Halunke!"

Da er jedoch wirklich ein höflicher Mann und übrigens zu jung war, um sich eine Brusquerie gegen

irgend Jemanden zu erlauben, so unterzog er sich bereitwillig dem ihm ertheilten Auftrage und kehrte mit der Karte zu dem Major zurück.

Kaum hatte dieser den Namen seines Gönners gelesen, so erhob er sich freudig und rief in ganz anderem Tone als vorher:

„Ah, das ist ja ein guter Freund von mir! Lassen Sie ihn sofort eintreten!"

„Ein Freund von ihm! Das ist sonderbar," sagte der Lieutenant bei sich selbst, kehrte zu Gaudenzio zurück und ließ ihn schnell ein.

Wir überlassen es dem Leser, sich zu denken, von welcher Art die Conversation war, welche die beiden Schurken mit einander hatten.

Der Söldling entschuldigte sich tausendmal, daß er seinen Gönner hatte warten lassen, und dieser äußerte sich höchst freundlich und herablassend, denn er brauchte seinen Schützling, um sein galantes Abenteuer zu Ende führen zu können.

„Wie mir scheint, wäre es am besten, wenn wir die Dunkelheit der Nacht abwarteten, um das Mädchen in das Schloß hereinzubringen," sagte Volpone. „Zur gegenwärtigen Stunde sind die Corridors, der Hof und die anderen Räume noch viel zu belebt und es würde Alles sofort bemerkt werden."

„Nun, so wollen wir wünschen, daß eine wahrhaft egyptische Finsterniß sich herabsenke!" rief der

Priester, der die Stunde, wo sein Opfer ihm wehrlos preisgegeben wäre, nicht erwarten konnte. „Haben Sie in Ihrem Schlosse nicht eine bedeckte Sänfte oder einen Tragsessel, den man bedecken könnte?"

Ich will den Leser nicht durch weitere Mittheilung der obscönen Unterredung der beiden Schurken belästigen, sondern blos sagen, daß nach längerem Hin- und Herreden Gaudenzio sich der Meinung des Commandanten anschloß und sich bereit erklärte, die nicht mehr ferne Nacht abzuwarten, um Ida in die Festung einzuführen.

Und die Nacht kam, feucht, dunkel, kalt und das unglückliche Mädchen ward in eins der besten, aber abgelegensten Zimmer des Schlosses gebracht.

Wie heimlich und vorsichtig dieser Transport aber auch geschah, so war doch Ida's schönes Gesicht dem scharfen Auge des jungen Offiziers nicht entgangen.

Neunzehntes Capitel.

Glücklicher Zufall.

Wer der junge Offizier, welcher bei Ida's Ankunft in San Leo die Wachtmannschaft commandirte, war, wollen wir mit zwei Worten sagen.

Leonidas C. stammte aus einer der angesehensten Familien von Faënza und betheiligte sich, kaum zwanzig Jahre alt, an den revolutionären Bewegungen, welche Italien zu Anfange des Jahres 1848 so sehr erschütterten und die auch jetzt noch fortdauerten, obschon, dem ausgearteten unbeständigen Charakter der modernen Nachkommen der Scipionen gemäß, mit weit geringerer Energie als anfänglich.

Leonidas griff, eben so wie die gesammte Jugend jener Zeit elektrisirt, zu den Waffen und eilte, sich jener Handvoll tapferer Kämpfer anzuschließen, welche unter dem General Ferrari und später in Venedig sich so rühmlich auszeichneten.

Leonidas hatte aber eine Mutter, die ihn anbetete. Sie war ein Weib von hohem, edlem Sinne und hätte für die Befreiung des Vaterlandes hundert Söhne hingegeben; Leonidas war aber ihr einziger Sohn und von etwas schwächlichem Körperbau, obschon von starkem, muthigem Geiste.

Ueberdies hatte ihn das mörderische Fieber von Malghera ergriffen, wo er in Garnison gestanden, und außerdem war allgemein bekannt, daß die Streit-

kräfte, welche Venedig besetzt hielten, schon allzu zahlreich waren und daß die Regierung die Absicht hatte, sie zu vermindern.

Von diesen Rücksichten bestimmt, reiste Signora C. selbst nach der Lagunenstadt und bat bei der obersten Behörde um Entlassung ihres Sohnes, womit dieser selbst sich unter der Bedingung einverstanden erklärte, daß seine Mutter ihm gestattete, sich in die römische Legion aufnehmen zu lassen, welche damals auf dem italienischen Continent gebildet ward.

Die Regierung des Papstes hatte eine Abtheilung dieser Legion nach San Leo bestimmt, und Leonidas fiel — natürlich in grellem Widerspruch mit seinen Neigungen — die erniedrigende Aufgabe zu, Kerkermeisterdienste bei den Gefangenen der Priester zu verrichten.

Es ist in der That eine Entwürdigung der zur Vertheidigung des Vaterlandes bestimmten modernen Armeen, daß sie je nach der Laune des heuchelnden Despotismus Schergendienste verrichten und dasselbe Volk unterdrücken müssen, welches sie beschützen und befreien sollten.

Als der Raub unserer Heldin stattfand, war Leonidas erst seit einigen Tagen in die Garnison von San Leo eingetreten.

Anfangs war er beinahe entschlossen gewesen, lieber seinen Abschied zu nehmen, als der Besatzung eines Pfaffenkerkers anzugehören.

Als er jedoch in San Leo verschiedene politische Gefangene antraf, welche der liberale Pius IX. noch nicht für gut gefunden in Freiheit zu setzen, beschloß er, geduldig auszuharren, um vielleicht diesen unglücklichen Patrioten von Nutzen sein zu können.

Die Priesterregierung um Freilassung der edlen Männer zu bitten, welche für dieselbe Sache, die in diesem Augenblick auch die des regierenden Papstes war, im Kerker schmachteten, wäre verlorene Mühe gewesen, und hiervon überzeugt, traf Leonidas lieber Vorbereitungen zur Flucht der politischen Freunde, welche sich in der Festung befanden.

Uebrigens ward die Sache von nun an verwickelter. Wer war wohl das schöne Mädchen, welches auf so geheimnißvolle Weise in das Schloß gebracht worden?

War sie vielleicht ein neues Opfer jener schwarzen Feinde des Menschengeschlechts? Und wenn sie wirklich unglücklich war, war dann ihre Befreiung nicht ein eines zwanzigjährigen Jünglings vollkommen würdiges Werk?

Ha, wie pochte dem Freiwilligen das Herz bei dem Gedanken an das beabsichtigte Unternehmen! Ida's Blick machte den edelmüthigen Entschluß des Romagnolen zu einem unwiderruflich feststehenden.

Bei dem in Cesena zwischen Risso und Ramorino stattgehabten Duell war Cantoni einer von Risso's Secundanten gewesen, und die in Bezug auf das Duell

sehr strengen römischen Gesetze hatten den Commandanten der italienischen Legion genöthigt zu gestatten, daß Cantoni einige Zeit lang gefangen gehalten werde, um ihn von weiteren Gesetzesübertretungen fern zu halten.

Und welcher Ort ward zu Cantoni's Gefangenhaltung gewählt? San Leo! Welch ein Zusammentreffen!

Und wen fand Cantoni in San Leo bald nach seiner Ankunft? Seinen alten Freund und Schulgenossen Leonidas.

Der Mensch ist das Kind der Umstände. Der Held von heute wird es morgen nicht mehr sein.

Wo sind die Siebzig von Cairoli, die Tausend von Marsala und so viele Tapfere der hundert Gefechte, welche in diesen letzten Zeiten gegen den Fremdling geführt wurden?

Heute laufen sie dem Liebchen nach oder treiben sich in Theatern und Cafés umher und Viele haben, in der Meinung dem Vaterland zu dienen, eine Livree angezogen, dienen einer tyrannischen Regierung und schlagen Vater und Mutter in Fesseln, wenn es ihnen von ihren Vorgesetzten befohlen wird.

Man nennt dies Disciplin und es würde dies auch sein, wenn man nicht der Regierung der Bevorrechteten diente.

Gleichwohl verhält diese selbe Jugend, welche morgen Heldenthaten vollbringen wird, sich heute

stumm und sieht ruhig dem schmachvollen Treiben zu, welches von einer Handvoll Elenden geleitet wird.

Der Mensch ist, ich sage das nochmals, das Kind der Umstände. Demüthig, unterwürfig, schüchtern und furchtsam bringt er den größern Theil seines Lebens damit zu, daß er sich von einer kleinen Anzahl Verworfener mit Füßen treten läßt.

Es kommt aber die Stunde, wo er sich besinnt, daß er ein Mensch ist, wo er die Stirn erhebt, das eiserne Netz, in welchem man ihn gefangen hält, sprengt und es auf dem Schädel seines Unterdrückers zertrümmert.

So geschah es im Jahre 1848, und wenn Italien, anstatt einen Haufen großer und kleiner „Gemäßigter" zu finden, einen Mann gefunden hätte, welcher fähig gewesen wäre, es auf die Weise zu führen, wie es nöthig war, so hätte es Wunder gethan und wäre nicht gezwungen, immer neue Insurrectionen zu beginnen.

Die Gäste von San Leo, Gefangene sowohl als Hüter, bewiesen jedoch, daß die Begeisterung der Zeit auch sie ergriffen hatte, und wenn man die Festung mit ihren Folterwerkzeugen, Teufeln und Zuchtmeistern nicht den Flammen überantwortete, so unterließ man es aus jener Art von Respect, welchen man noch vor dem reformfreundlichen Papst hatte — ein Gefühl, welches jedoch mit jedem Tage schwächer ward, so wie der Priester sich des Anscheins von Liberalismus ent-

ledigte, welchen er bis zur Flucht nach Gaëta, die ihn vollständig entlarvte, zur Schau trug.

Man denke sich Cantoni's Erstaunen, als er seinem Freund in San Leo begegnete.

„Heiliges Blut der Madonna!" rief Cantoni, als er Leonidas erblickte.

Sie waren stets aufrichtige, wahrhafte Freunde gewesen und wären jetzt sicherlich einander in die Arme gestürzt, obschon der eine im Dienst und der andere Gefangener war, wenn ein gewisser militärischer Respect nicht Beide zurückgehalten hätte.

Dennoch verfehlten sie nicht, sich einen Blick des Einverständnisses zuzuwerfen, dann aber that der Offizier, der einige Jahre älter war als sein Freund, seinem freundschaftlichen Gefühle Zwang an und zog sich in sein Zimmer zurück.

Zwanzigstes Capitel.

Der Kerker.

Die in einen Kerker verwandelte Festung San Leo hatte in ihrem Innern auch die widerwärtige Physiognomie eines solchen angenommen.

Der Priester zeigt sich in Bezug auf dergleichen Umgestaltungen erfinderischer und erfahrener als selbst der Tyrann.

Dem äußern Umkreis der zum Theil verfallenen, aber dabei sehr hohen Mauern entsprach der runde innere Hof mit den beiden Galerien, die sich vor jedem der beiden Stockwerke herumzogen.

Unter diesen beiden Stockwerken, welche man die der Lebenden nennen konnte und die von den Wächtern und der Garnison bewohnt waren, gab es ein drittes, nämlich ein unterirdisches, welches man das der Begräbnisse nennen konnte.

Hier gewahrte man Thüröffnungen, welche mehr das Ansehen von Stückpforten, wie man sie am Bord von Kriegsschiffen sieht, als von Eingängen zu menschlichen Wohnungen hatten.

Dennoch führten sie in das Innere modriger unterirdischer Gemächer, hundertjähriger Zeugen aller nur möglichen Schandthaten, die von Priestern verübt werden können, und gegenwärtig von unglücklichen politischen Gefangenen bewohnt, das heißt von edlen Patrioten, von Opfern des Papstthums, welche sich

gegen die verabscheuungswürdigste aller Regierungen verschworen hatten.

Mehrere von ihnen schmachteten schon seit vielen Jahren in diesem Kerker, fast vergessen von einer Welt, die sie nicht wiedersehen sollten, so lange es eine unversöhnliche Tyrannei giebt, die nicht verzeiht.

Es ist dies die Theokratie, zusammengesetzt aus Menschen ohne Herz und ohne Gewissen, die ihre lügenhafte Existenz auf den Himmel bauen und gleichwohl mehr als irgend eine andere Classe von Sündern in irdischen Genüssen schwelgt.

Das Erdgeschoß, von welchem aus man in die unterirdischen Räume gelangte, war von Gefangenen bewohnt, und die hölzernen, rechts und links vom Eingangsthor mit Treppen versehenen Galerien führten in die Wohnungen der Freien.

Einige dieser letzteren Gemächer hatte man auch Gefangenen eingeräumt, welche sich blos leichterer Vergehen schuldig gemacht hatten, besonders aber solchen, welche diese Vergünstigung gut bezahlen konnten.

Warum sollte auch ein Privilegium, welches selbst unter den constitutionellsten Regierungen auf die schamloseste Weise ausgebeutet wird, nicht in dem stinkenden Pfuhle eines Kerkers an der Tagesordnung sein?

Im Hintergrunde des Hofes auf der Höhe eines Stufenganges sah man einen kleinen Vorplatz, der in die Gouverneurswohnung des Schlosses führte.

Eine Thür mit zwei Seitenfenstern, die mit weißen Marquisen versehen waren, verkündete hier die Hauptstation der obersten Autorität des Kerkers.

Gegenwärtig waren diese Räume von Volpone, von Gaudenzio, von einer alten Magd des Commandanten und von der armen Ida bewohnt, die man in das abgelegenste dieser Gemächer eingeschlossen, wo man sie scharf bewacht hielt.

Da Cantoni's Vergehen kein politisches, das heißt kein gegen die Priesterherrschaft gerichtetes gewesen, so ward er nicht in die unterirdischen Zellen des Kerkers gebracht, sondern bekam ein kleines Zimmer auf der obern Galerie, welches allerdings auch armselig genug war, dennoch aber im Vergleich zu den Wohnungen der Unglücklichen unter der Erde ein Paradies genannt werden konnte.

Es war ungefähr elf Uhr Abends, als ein dreimaliges leises Anpochen an Cantoni's Thür ihm einen Besuch ankündigte, und unmittelbar nachdem der Schlüssel sich im Schlosse umgedreht, öffnete sich die Thür ein wenig und man hörte Jemanden leise in das Zimmer hereintreten.

Cantoni zündete ein Schwefelhölzchen an und dasselbe that gleichzeitig der Eindringling, der dann die Flamme dem Lämpchen einer kleinen Laterne mittheilte, die er in der linken Hand hielt.

Beim Scheine dieses zwiefachen Lichtes erkannte unser Held den Freund, sprang von dem Bett, auf

welches er sich angekleidet geworfen, herab und warf sich in die Arme des biedern Leonidas, der ihn an seine Brust drückte.

Der Gefangene ließ sich einen Ausruf unaussprechlicher Freude entschlüpfen, der Andere aber, welcher vorsichtiger war, sagte:

„Still! Um Gottes willen still! Wenn man unsere Zusammenkunft entdeckt, so sind wir Kinder des Todes, denn in dieser fluchbeladenen Höhle sind Alle, mit Ausnahme meiner wenigen Freiwilligen, Spione und rechnen sich jede Ausübung ihres schmachvollen Handwerks zum Verdienst an."

Mit diesen Worten setzte sich der Offizier auf einen Feldstuhl, Cantoni nahm auf seinem Bette Platz und es begann nun in gedämpftem Tone das folgende Zwiegespräch:

„Du bist hier zur gelegenen Zeit hereingefallen, gerade wie der Käse in die Maccaroni," sagte Leonidas. „Es handelt sich nämlich darum, dieses Natternnest, diese Priestergaleere zu zerstören, denn Alle, welche hier gefangen gehalten und gequält werden, gehören zu den Unseren. Unter ihnen befindet sich Zambianchi, der Popanz und Schrecken aller Pfaffen; ferner gegen zwanzig der besten Republikaner von Rom, die man verurtheilt hat, weil sie die Freiheit ihres Vaterlands gewünscht haben, und einige unglückliche Seeleute von unsern Küsten, deren Verbrechen darin besteht, daß sie einigen von unserer päpstlichen Hyäne zum Tode ver-

urtheilten Freunden zur Flucht und Rettung verholfen haben."

Diese mit dem energischen Accent unseres Faëntiners gesprochenen Worte stiegen seinem Zuhörer so zu Kopfe, daß er, die Ermahnungen seines Freundes vergessend, von seinem Bett aufsprang und heftig ausrief:

„Heiliges Blut der Madonna! Gehen wir schnell! Ich bin bereit, und Du weißt, daß Du unbedingt auf mich rechnen kannst."

„Aber ich bitte Dich um Gottes willen!" sagte Leonidas in gedämpftem Tone. „Sprich doch leise! Wenn Du das nicht thust, so sind wir Beide verloren und dann ist es auch mit der Befreiung der Unserigen vorbei!"

Diese letzten Worte äußerten auf unsern Forlinesen mehr Einfluß als die Furcht vor eigener Gefahr, und plötzlich zahm wie ein Lamm antwortete er:

„Wohlan, dann sage mir, was geschehen soll. Ich bin schon zufrieden, daß Du mich nicht vergissest und mich der Ehre beraubst, mich an dem Unternehmen zu betheiligen."

„Oh," entgegnete Leonidas, „wie kannst Du glauben, daß ich Dich vergessen würde. Kaum haben wir einander wiedergesehen, so suche ich Dich schon auf, um Dich in Alles einzuweihen. — In dieser Nacht ist es unmöglich, etwas zu unternehmen, morgen aber, Sonntag, hoffe ich, daß der Streich geführt werden

kann, und Du wirst nicht der Letzte sein, welcher hülfreiche Hand dabei leistet. Jetzt fehlt nicht mehr viel zu Mitternacht, wo die Patrouille die Runde macht, und ich muß da auf meinem Posten sein. Somit leb wohl für jetzt."

Nachdem Leonidas dies gesagt, umarmten sich die beiden Freunde und schieden.

Leonidas verschloß die Thür wieder und begab sich auf die Hauptwache, um die Runde mitzumachen oder, mit andern Worten, mit einem Piket seiner Freiwilligen die Patrouille der Aufseher zu begleiten, welche sich nicht allein in die Zellen der Gefangenen hinein getraueten.

Einundzwanzigstes Capitel.

Die Befreiung.

Leonidas hatte sich während seines Verweilens in San Leo in die schöne Cäcilie, die einzige Tochter des Oberaufsehers, verliebt, und das liebenswürdige Mädchen hatte seine Gefühle erwidert.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß ihm die Möglichkeit gegeben war, sich die Schlüssel zu jeder beliebigen Zelle der Gefangenen zu verschaffen.

In seiner Eigenschaft als Commandant der Compagnie, welche die Garnison der Festung bildete, konnte er übrigens auch zu jeder Zeit den Schlüssel zur Pulverkammer verlangen, um seine Mannschaften mit der nöthigen Munition zu versehen.

Wir müssen nun wieder einmal zu Gaudenzio zurückkehren, welcher mehrere Tage lang das Bett hatte hüten müssen, weil er sich bei der gewaltsamen Entführung eine tüchtige Erkältung zugezogen hatte.

Der Jesuit war aber ein energischer Charakter und durchaus nicht gesonnen, sich die Frucht seiner Anstrengungen entgehen zu lassen.

Demgemäß hatte er beschlossen, in der Sonntagsnacht die Erstürmung der jüngfräulichen Festung zu unternehmen, und der Gedanke an den Besitz so hoher jugendlicher Schönheit versetzte ihn in einen schwer zu beschreibenden Zustand von Wonne und Furcht, weil ihm bei seinen irdischen Genüssen immer irgend ein verteufelter Martino Franchi in den Weg zu kommen pflegte.

Er verbrachte deshalb den ganzen Tag mit frommen Betrachtungen und den Vorbereitungen zu seinem großen Unternehmen. Mehr als einmal besprach er sich mit der alten Susanna, ertheilte ihr angemessene Instructionen und gab ihr das Recept zur Bereitung eines gewissen Trankes, der ihm die Ausführung seines gewaltthätigen Bubenstücks erleichtern sollte.

Der Schlag von Ida's schwacher Hand hatte keine Spur zurückgelassen, nur jenen verwünschten Hieb mit

der Flasche erkannte man, obschon die Wunde selbst geheilt war, noch an dem halbgeschlossenen rechten Auge und an einer Narbe, welche an derselben Seite der Nase bis auf die Oberlippe herab reichte.

Der Pfaffe war jedoch aus dauerhaftem Holze geschnitzt, und nachdem er sein häßliches Gesicht im Spiegel betrachtet, sein schönstes seidenes Gewand angelegt und sich gekämmt und parfümirt hatte, verzog er den Mund zu einem triumphirenden Lächeln und glaubte sich seiner Beute sicher.

Susanne, die alte Megäre, war durch das ihr gespendete Gold ebenfalls zu glühendem Eifer angestachelt worden und stellte dem ausschweifenden Priester gewissen Sieg in Aussicht.

„Nun denn ans Werk!“ sagte Gaudenzio, und die beiden nichtswürdigen Creaturen machten sich, nachdem sie ein großes Glas starken Wein geleert, auf den Weg nach Ida's Zimmer.

Es war jetzt zehn Uhr Abends, was im December als eine schon vorgerückte Stunde betrachtet werden kann.

Die Nacht war regnerisch, einige von Donner gefolgte Blitze harmonirten mit den verworfenen Gedanken des Jüngers Loyola's, welchem es schien, als wollte die Natur ihn bei seinem Unternehmen begünstigen und jeden Schrei, den sein wehrloses Opfer vielleicht ausstieße, übertäuben.

Manche werden glauben, das junge Mädchen habe in diesem Augenblick betend und angstvoll vor einem Madonnenbild auf den Knieen gelegen.

Dies war aber durchaus nicht der Fall.

Es ist hier der geeignete Ort, zu bemerken, daß das Pfaffenthum dadurch, daß es die Welt so vielfach betrügt, den Anstoß zu Skepticismus und gänzlichem Unglauben gegeben hat, so daß die Menschen auch am Wahren zu zweifeln begonnen haben. In der Meinung, daß Alles, was die Priester lehren, Lüge sei, sträubt das gemeine Volk sich hier und da sogar gegen den Glauben an ein höchstes Wesen, welches doch die Wunder der Unendlichkeit so deutlich verkünden, und Ida, welche trotz ihrer Jugend den Priestertrug durchschaut hatte, neigte sich ebenfalls dem immer weiter um sich greifenden Unglauben zu.

Eine bange Ahnung hatte unsere Heldin an diesem Abend nicht schlafen lassen. Allerdings waren, wie man von selbst voraussetzen wird, alle Nächte, die sie in dieser Gefangenschaft zugebracht, für sie sehr unruhig gewesen, in dieser Nacht vom Sonntag zum Montag aber ward sie von ihren schmerzlichen Gefühlen ganz besonders heftig gequält.

Zwar ward sie von der alten Susanne, der dieser von dem Priester ertheilten Instruction gemäß, mit aller Aufmerksamkeit und Rücksicht behandelt, dennoch aber sagte ihr ihr feiner weiblicher Instinct, daß ihre Situation eine überaus gefahrdrohende sei.

Dennoch verzweifelte Ida nicht daran, den ihr wahrscheinlich zugedachten Gewaltthätigkeiten erfolgreichen Widerstand leisten zu können.

Fest entschlossen, lieber zu sterben, als den verdammenswürdigen Gelüsten ihres Entführers zum Opfer zu fallen, hatte sie unter den Kleidern, welche sie, seitdem sie eine Gefangene war, nicht mehr ablegte, einen jener kleinen Dolche versteckt, deren sich die Römerinnen und die Romagnolen zu bedienen pflegen.

Es war dies die einzige Waffe, die ihr zu Gebote stand, denn die Alte hatte Sorge getragen, Alles, was zur Vertheidigung dienen konnte, selbst die Scheere, aus dem Zimmer hinwegzunehmen.

Volpone, ein Feigling, wie die Werkzeuge irgend welches Despotismus gewöhnlich sind, getrauete sich, da gar so viele gefährliche Menschen, freie sowohl als gefangene, das Castell bewohnten, nicht, während der Nacht in seinem Zimmer zu bleiben, sondern brachte den größern Theil derselben bei einem seiner Vertrauten zu, welcher oben in einem Thurme wohnte, der als Wachtthurm diente.

Es war dies ein sicherer Ort, wo bei guten Speisen und vortrefflichen Weinen die Stunden ganz angenehm vergingen und die Ausschweifungen, welchen die Offiziere der päpstlichen Armee zu fröhnen pflegen, freien Spielraum hatten, ohne die Nähe eines profanen Auges fürchten zu müssen.

Gaudenzio blieb daher allein in den Gemächern des Commandanten mit Niemandem weiter als der

alten Susanne, die ihm mit Leib und Seele ergeben war.

Ida, welche, wie schon bemerkt worden, nicht schlief, hörte die Thür ihres Zimmers öffnen und sah beim Scheine eines Lichtes den widerwärtigen Jesuiten mit der Miene des Satans, wenn er die Seelen versucht, heranschleichen.

Augenblicklich sprang sie von ihrem Bett herab und schwang in ihrer Rechten den furchtbaren Dolch, so daß der Jesuit, erstaunt über diese Kühnheit, stehen blieb und an dem Erfolg seines Unternehmens zu verzweifeln begann.

Sehr bald aber schämte er sich seiner Furcht vor einem schwachen Mädchen, näherte sich dem Bett und versuchte unter Aufbietung aller Ueberredungskünste, in welchen er unübertroffener Meister war, sein Opfer fügsam zu machen.

„Schändlicher!“ rief die muthige Tochter Bologna's, „entferne Dich sofort aus meiner Nähe. Lieber will ich hundertmal sterben als Deinen verworfenen Gelüsten dienen. Siehst Du diesen Dolch? Ich werde damit Dein schwarzes Herz zu finden und zu durchbohren wissen.“

Ich will nicht alle Worte des nichtswürdigen Priesters wiedergeben, sondern blos sagen, daß er, da er sah, wie wenig seine Ueberredungskünste ihm halfen, sich entschloß, Gewalt zu brauchen und zu diesem Zwecke seine Bundesgenossin herbeizurufen.

Er ging zu diesem Zweck hinaus, die Alte stand aber bereits dicht hinter der Thür, und es bedurfte für Beide nur weniger Worte, um sich über den höllischen Angriffsplan zu verständigen.

Ida hatte die Vorsicht gebraucht, das Bett an die beiden Wände des Winkels zu schieben, um den Feind von vorn empfangen zu können; der schlaue Priester aber, der den für ihn hieraus hervorgehenden Nachtheil sofort gewahrte, rückte den hintern Theil des Bettes von der Wand ab, so daß der Angriff von vorn und von hinten zugleich erfolgen konnte.

Es war nicht der erste Auftritt dieser Art, bei welchem der Jesuit eine Hauptrolle spielte.

Heutzutage kommen dieselben allerdings seltener vor als zu jener Zeit, wo diese Geißel des Menschengeschlechts eine fast unumschränkte Macht ausübte und wo der Priester, der in ein Haus kam, blos seine Pantoffeln an der Schwelle desselben zurückzulassen brauchte, um das Haus „geheiligt" zu machen und nach seinem Belieben die Frau oder Tochter des Hausherrn verführen oder mißbrauchen zu können, welcher ohne Erlaubniß selbst nicht die Grenze seines Eigenthums überschreiten durfte.

Hatte ein Pfaffe damals seine lüsternen Blicke auf eine Schönheit geworfen, so wußte er sie auch seinen Wünschen fügsam zu machen, und leistete sie Widerstand, so denuncirte er sie bei der Inquisition als Ketzerin, wo dann der Flammentod ihr sicheres Loos war.

Oft sage ich bei mir selbst:

„Wie kann man einen Priester in ungehindertem Verkehr mit anderen Menschen leben lassen!“

Und dennoch sehen wir heute noch unser Volk vor diesen Kannibalen auf den Knieen liegen und den Despoten Roms mit italienischem Golde mästen, damit er Söldner, Häscher und Henker kaufe.

Das Weib, das Meisterstück der Schöpfung, ist leider zum großen Theil in den verthierten Zustand herabgesunken, in welchem sich die Helfershelferin des Jesuiten befand, und deshalb zu den größten Verworfenheiten fähig.

Das Pfaffenthum schwelgt im Pfuhl der Corruption und sieht seinen größten Triumph darin, wenn es die Zahl seiner Opfer um ein neues vermehren kann.

Ha! Wenn es auf der Welt eine Regierung gäbe, die sich mit der Moral befaßte! Aber Das ist nicht der Fall, und die Regierungen haben andere Dinge zu thun, um sich in ihrer auf das Elend des Volkes gebauten sybaritischen Existenz zu erhalten.

Trotz ihrem Entschluß, zu sterben, starb Ida doch nicht, und nachdem sie so lange, als es in ihren Kräften stand, gekämpft und mehrmals den Dolch sich selbst in die Brust zu stoßen versucht, sank sie, als ihr die fernere Vertheidigung unmöglich ward, erschöpft in die Arme der gedungenen Susanne und ward dann

fast gleichzeitig von denen des vor Wollust zitternden Jesuiten umschlungen.

In diesem Augenblick aber und während der Bösewicht sich anschickte, sein Verbrechen vollständig zu machen, ward die Thür des Zimmers aufgerissen und den Augen des erschrockenen Priesters zeigte sich die schöne, majestätische und furchtbare Gestalt Zambianchi's.

Zambianchi von Bologna war einer jener Mustermenschen, welche geschaffen sind, um Respect einzuflößen. Von hohem, starkem Wuchse, trug er in jeder seiner Bewegungen das Gepräge der Kraft und besaß auch in der That eine ganz außerordentliche Körperstärke.

Von Charakter ernst und schweigsam, gab er dies schon durch seine Züge kund, deren gebieterischer, imponirender Ausdruck noch durch den dichten Bart gesteigert ward, der ihm das Gesicht bis dicht unter die Augen hinauf bedeckte.

Unversöhnlicher Feind der Priester, war er auch grausam, wenn er seine Rachegelüste an diesen Dienern des Satans, wie er sie nannte, kühlen konnte. Man konnte ihn mit einem Worte als das Symbol des Nationalgewissens jener verworfenen Sippschaft gegenüber betrachten.

Liebreich und gut gegen seine Freunde, war er, wie alle Menschen, ein Gemisch von Gutem und Bösem, dabei grundehrlich und unfähig zu Ausschreitungen, ausgenommen gegen die Priester, die er mit aller Kraft seiner Seele haßte.

Der Jesuit war beim Anblick des ernsten Gesichts und der herkulischen Gestalt des Bolognesers wie vom Donner gerührt, seine Arme, die Ida gepackt hielten wie eine eiserne Zange, sanken schlaff herab, und von unaussprechlicher Furcht geschüttelt prallte der Feigling vor der verhängnißvollen Erscheinung zurück.

Ein Strahl der Hoffnung auf wunderbare Befreiung durchzuckte die Seele des schönen Mädchens, und eine zweite Erscheinung, die hinter dem bolognesischen Koloß auftauchte, vervollständigte den Uebergang vom Tode zum Leben.

Mit einem lauten Aufschrei des Erstaunens und der Freude stürzten die Liebenden einander in die Arme und vergaßen einen Augenblick lang beinahe den entsetzensvollen Beginn dieses verbrecherischen Auftritts.

Die zweite Erscheinung war, wie man bereits errathen, Cantoni, und wir überlassen es dem Leser, sich die Ueberraschung und den Jubel der armen Ida zu malen, als sie anstatt von den Armen des geilen Lüstlings von denen des Mannes ihres Herzens umschlossen ward.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Katastrophe.

Leonidas hatte schon vor zehn Uhr an diesem Abend alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen, um San Leo, diesen von der Inquisition zu ihren Grausamkeiten ausersehenen Kerker, in einen Schutthaufen zu verwandeln.

Von Cantoni und Cecilia, welche ihm die Schlüssel verschaffte, unterstützt, schloß er die Kerker der Gefangenen auf, welche im Verein mit seinen Freiwilligen die in der Festung wohnenden Sbirren und Aufseher mit leichter Mühe überwältigten. Nachdem man ihnen die Hände auf den Rücken gebunden, wurden sie unter der nöthigen Bewachung aus dem Umkreise der Festungsmauern hinausgeführt.

Ein Artilleriesergeant, welchen man, weil er ein erprobter Patriot war, in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht, befestigte, nachdem er in der Pulverkammer den Inhalt einiger Fässer umhergestreuet, hier eine Zündschnur, die bis in ein anstoßendes Gemach reichte, und nachdem er die Dauer bis zur Explosion berechnet, setzte er Leonidas hiervon in Kenntniß und hielt sich dann bereit, die Zündschnur in Brand zu setzen.

Die beiden Matrosen, welche sich mit unter den politischen Gefangenen befanden, wurden von Leonidas beauftragt, so viel Lumpen, Papiere und Fetzen, als

sie ausfindig machen konnten in Branntwein, Rum, Spiritus und dergl. zu tränken und dann auf und unter den hölzernen Galerien umherzustreuen.

Zambianchi und Cantoni hatte er den Commandanten Volpone empfohlen, und wir haben schon gesehen, auf wie wunderbare Weise sie, nachdem sie den Söldling vergebens gesucht, in Ida's Zimmer geriethen, welche sie vor Entehrung und Tod retteten. Cantoni kam es vor wie ein Traum, daß er auf diese Weise zur Rettung der Geliebten beigetragen hatte.

Ida war außer sich. Sie lächelte ihren Geliebten holdselig an, betastete seine Wangen, wie um sich zu überzeugen, daß er es wirklich sei, daß sie durch kein Trugbild getäuscht werde, liebkoste ihn, weinte, sank zu seinen Füßen nieder, umfaßte seine Knie und umschlang dieselben.

Die Arme! Sie glaubte, sie sei, weil man sie in so verworfener Umgebung angetroffen, des Geliebten nicht mehr würdig. Cantoni war aber zu verständig, um an ihr zu zweifeln, und durchschauete den ganzen Hergang, ehe noch Ida ihm denselben erzählte.

Zambianchi, der zuerst eingetreten, hatte den Priester bei seinem verruchten Beginnen überrascht, und da er die Welt und ihre Vampyre kannte, so errieth er sofort, worauf es der Jesuit eigentlich abgesehen hatte.

„Es sind und bleiben doch immer dieselben Diener des Satans!" sagte Zambianchi und setzte dann,

denn vieles Reden war nicht seine Sache, blos noch die Worte Petrarca's hinzu:

Ein Wunder wär's, wenn solche Greuelthaten
Nicht Christum selbst zuletzt zum Zorne reizten.

Gleichzeitig packte unser Bologneser mit seiner Riesenfaust, welche dem zitternden Gaudenzio eine Löwentatze zu sein schien, Letztern beim Kragen und zog ihn hinter dem Bett hervor, hinter welchem er sich mit der todtenbleichen Susanne verkrochen hatte.

„Rührt Euch nicht von der Stelle!" schrie Zambianchi ihnen zu, während er das Betttuch in lange Streifen riß.

Als er deren eine hinreichende Anzahl fertig hatte, begann er damit die Alte und den Jesuiten zusammenzubinden, so daß die Gesichter der Beiden einander berührten.

Erst band er die rechten und dann die linken Arme; zum großen Aergerniß des der Läuterung der Seele und des Körpers geweiheten Priesters erfolgte hierauf die Fesselung von Knie an Knie.

Noch unerträglicher aber war es dem Jesuiten, seinen Mund dicht auf dem der Alten zu fühlen, welcher einen förmlichen Leichengeruch aushauchte.

Zambianchi war bei diesem Binden sehr accurat zu Werke gegangen, damit die beiden Gesichter einander ordentlich küßten.

Der arme Gaudenzio, welcher eine paradiesische Nacht mit einem der schönsten weiblichen Wesen, welche

die Natur jemals geschaffen, zuzubringen gedacht, sah statt dessen sich genöthigt, den faulen Athem einer widerlichen alten Vettel einzusaugen.

Und so ließ man ihn, während Cantoni und seine gerettete Geliebte mit Zambianchi hinausgingen, um die Gefährten aufzusuchen, welche mittlerweile die Hände ebenfalls nicht in den Schoos legten.

Nachdem Leonidas das Wächter- und Aufseher-gesindel hatte binden und unter einer Escorte von Freiwilligen aus der Festung hinausbringen lassen; nachdem er sich ferner überzeugt, daß die Matrosen die nöthigen Vorbereitungen zum Anzünden der Holztheile der verschiedenen Wohnungen trafen und daß die Artilleristen die Sprengminenarbeit beendet hatten, begab er sich selbst nach der Wohnung des Commandanten, um zu wissen, wie die Sachen hier ihren Fortgang hätten.

Cecilia, die ihm folgte wie sein Schatten und natürlich genaue Ortskenntniß besaß, diente ihm als Führer.

Als sie in das Innere der Commandantenwohnung gelangten und hier Niemanden fanden, lenkten sie ihre Schritte nach einem Corridor, welcher zum Fuß der Treppe führte, mittelst deren man in den Thurm hinaufstieg, in welchen Volpone sich während der Nacht klüglich zurückzog.

Als man, nachdem man die Treppe erstiegen, an die mit Eisen beschlagene Thür des Thurmes gelangt

war, begann Leonidas ohne weitere Umstände anzupochen, aber vergebens. Er pochte von Neuem, aber Niemand antwortete. Er bediente sich des großen schweren Schlüsselbundes, um noch tolleren Lärm zu machen, aber eben so fruchtlos.

Es antwortete immer noch Niemand, und schon stand Leonidas, da er nicht hoffen konnte, daß es ihm gelingen würde, die feste Thür mit Gewalt zu sprengen, im Begriff, sich zurückzuziehen, als es ihm einfiel, noch einen letzten Versuch zu machen, zu welchem Zweck er mit lauter Stimme rief:

„Wohlan denn, da Ihr nicht antworten wollt, so sollt Ihr mit der Festung in die Luft fliegen."

Diese Worte hatten die gewünschte Wirkung und die Thür öffnete sich sofort.

Volpone kam mit vor Angst wildrollenden Augen herausgestürzt und rief:

„Ich bitte Euch um Gottes willen, rettet mich!"

Und der Mann, der mit fühlloser Grausamkeit den Qualen beigewohnt, die er auf Befehl der Priester den unglücklichen Gefangenen in ihren unterirdischen Kerkern hatte zufügen lassen, warf sich jetzt an allen Gliedern zitternd dem jungen Romagnolen zu Füßen und umklammerte flehend seine Knie.

Leonidas aber stieß ihn wie ein giftiges Gewürm mit dem Fuße von sich und sagte:

„Spute Dich, elender Feigling, und flieh, wenn Du Deine verworfene Haut retten willst!"

Der Scherge des Papstes ließ sich dies nicht zweimal sagen. Die Treppen hinabstürzend, als ob er sich vorgenommen hätte, den Hals zu brechen, ließ er, um nur keine Zeit zu verlieren, Alles im Stich und rannte hinaus, indem er schrie wie ein Besessener:

„Rette sich wer kann!"

Cecilia erinnerte nun Leonidas, daß noch die alte Magd, das unbekannte Mädchen und der mit diesem zugleich angelangte Priester im Schlosse anwesend sein müßten.

Beide begannen nun noch einmal die verschiedenen Gemächer zu durchsuchen und gelangten auf diese Weise zum Glück für Die, welche es anging, in Ida's Zimmer.

Zambianchi, Cantoni und Ida waren fort, Gaudenzio aber sah sich in unauflöslicher Umarmung mit seiner übelduftenden Dulcinea.

Zambianchi hatte die Beiden so gut gefesselt, daß jeder Versuch, den sie gemacht, sich ihren Banden zu entwinden, fehlgeschlagen war. Uebrigens waren auch durch die in Folge des scharfen Bindens gehemmte Circulation des Blutes Anschwellungen der betreffenden Gliedmaßen entstanden, die natürlich jeden neuen Befreiungsversuch immer schmerzhafter und fruchtloser machten.

Groß war daher die Zahl der Weherufe, Klagen und Verwünschungen, welche sich den sich küssenden Lippen des verworfenen Paares entrangen.

In diesem Zustande ward es von Leonidas und Cecilia gefunden.

Anfangs mußten diese über den Anblick, den die groteske Gruppe gewährte, unwillkürlich lächeln, gleich darauf aber erwachte in ihnen das Gefühl des Mitleids und der Faënzer löste die Bande des Jesuiten und der alten Magd.

Cecilia fühlte, entweder aus weiblicher Entrüstung über das obscöne Schauspiel oder weil sie wußte, daß Susanna eine der verworfensten Creaturen war, mit den Gefesselten weniger Mitleid als ihr Begleiter, und hierzu trug vielleicht der Umstand bei, daß sie gegen den Jesuiten, schon ohne ihn zu kennen, großen Widerwillen gefaßt hatte.

Nachdem Leonidas seinen vielfachen Pflichten als Leiter des Unternehmens genügt, stieg er in den Hof hinab.

Wie groß aber war, als er hier anlangte, sein Erstaunen, das ganze Gebäude von gewaltigem Feuerschein erleuchtet zu sehen, während Cantoni in der Mitte stand und sofort auf ihn zugeeilt kam, um ihn aufzufordern, den gefährlichen Umkreis sofort zu verlassen, weil durchaus keine Zeit zu verlieren sei.

In der That griff das Feuer in dem Holzwerk der alten Galerien mit rasender Schnelle um sich und die oberen stürzten in brennenden Trümmern mit

furchtbarem Getöse auf die ebenfalls schon in Flammen stehenden unteren herab.

Die beiden Freunde hatten mit Cecilia kaum Zeit, das Ausgangsthor zu erreichen und hinaus ins Freie zu stürzen, denn schon hatte das Feuer der Galerien und Treppen sich den verschiedenen hölzernen Baracken mitgetheilt, welche in der Nähe des Hauptthores als Wachtstuben für die Aufseher und die Garnison dienten.

Noch wenige Schritte von der Zugbrücke entfernt, holten sie Zambianchi und Ida ein, welche Cantoni verlassen hatte, um den Freund der Gefahr zu entreißen.

„Entfernen wir uns so schnell als möglich," sagte Leonidas. „Die Explosion kann nicht mehr lange auf sich warten lassen."

Und in der That hatten die Fliehenden kaum tausend Schritt zurückgelegt, als ein furchtbarer Krach die Erde erschütterte, und als sie sich betäubt herumdreheten, sahen sie die Trümmer des festen Schlosses in die Luft emporfliegen, als ob sie von dem Krater eines tobenden Vulkans ausgeworfen würden.

Ein Gewitter, welches zur selbigen Stunde von dem unsern Freunden gegenüber liegenden Theil der Appenninen aufstieg, mischte seine Feuerzungen und das Rollen seines Donners mit dem furchtbaren Getöse, unter welchem die Zerstörung des Bollwerks der Tyrannei stattfand.

Das nächtliche Dunkel täuschte das Auge. Oft schien ein nur wenige Schritt entferntes Gebüsch ein von Weitem sichtbarer Berg zu sein und der weit entfernte Berg schien auf einmal den Weg versperren zu wollen.

In gleicher Weise verhielt es sich mit den von der Gewalt des Pulvers in die Luft emporgeschleuderten Trümmern. Die größeren, welche den Beschauern den meisten Schrecken einjagten, waren fern, während die kleineren, die man nicht sah und folglich nicht fürchtete, oft in unmittelbarer Nähe niederfielen und unsere Freunde dadurch nöthigten, sich von dem Schauplatz der Zerstörung eiligst immer weiter zu entfernen.

So hatte der stumpfe Kegel von San Leo vielleicht ausgesehen, als er noch einer der Schornsteine des Erdballs gewesen war.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Berichte.

Es war an einem Decembermorgen nach einer stürmischen Nacht, und an diesem Morgen hatte die Sonne, wie die Bauern zu sagen pflegen, sich „am Fenster gezeigt," um sich dann wieder zu verstecken und den Wolken mit oder ohne Regen die unumschränkte Herrschaft über das Firmament zu überlassen.

In einer Herberge am Fuße des Berges San Leo waren in dieser Nacht so viel Leute angelangt, daß die meisten davon sich genöthigt sahen, draußen unter freiem Himmel zu campiren.

Um sich nur einigermaßen gegen den Wind und die Kälte zu schützen, hatte man den ganzen Holzvorrath des Wirthes in Anspruch genommen und dann, als dies immer noch nicht hinreichte, sich sogar des Stacketzauns bemächtigt, welcher den kleinen zu der Herberge gehörenden Garten einschloß.

Beim ersten Morgenschimmer hatten zwei Individuen sich einer Gruppe Freiwilliger genähert. In ihre Mäntel gehüllt und darunter jenen ganzen Theil verbergend, welchen der Mensch in seiner Unwissenheit und Anmaßung das Ebenbild Gottes nennt, obschon er bei diesen beiden eher das Ebenbild des Satans war, stellten sie sich, als hätten sie dabei keine andere Absicht, als sich gegen die Kälte zu schützen, während

sie es doch in Wahrheit blos aus Furcht, erkannt zu werden, thaten.

Der Jesuit und Volpone, der Scherge der Jesuiten — denn diese beiden waren die Unbekannten — hatten Sorge getragen, dem Trupp Zambianchi's, welcher beim bleichen Schein eines nur mit Mühe unterhaltenen Feuers aus der Mitte seiner Leute, Leonidas, Cantoni u. s. w., wie eine Säule emporragte, aus dem Wege zu gehen.

Hinter denselben aber und da es schwer gewesen sein möchte, die enggeschlossene Phalanx der vor Kälte beinahe Erstarrten zu durchbrechen, konnten die Schleicher sich verborgen halten.

Ich kann hier nicht umhin, aus meinem Leben einen Umstand zu erzählen, auf welchen die nachstehenden französischen Verse Anwendung finden:

„Je crois voir des forçats, dans leur cachot funeste
„Pouvant de secourir, l'un sur l'autre acharnés,
„Combattre avec les fers dont ils sont enchainés."

Während eines Nachtmarsches in einem amerikanischen Walde hatte ich mich von dem Corps Seesoldaten, welches ich commandirte, verirrt. Müde und in Folge der Dunkelheit und des Regens des Weges unsicher, näherte ich mich einer Gruppe Soldaten, welchen es gelungen war, ein Feuer anzuzünden.

Ich verlangte einen Feuerbrand, derselbe ward mir aber verweigert. Ich bat nochmals darum, aber vergebens. Erzürnt zog ich den Säbel und erlangte

auf diese Weise, besonders da zwei der Soldaten muthig Partei für mich ergriffen, endlich was ich begehrt, obschon nicht ohne daß ein Handgemenge vorherging, welches sehr leicht in einen Kampf auf Leben und Tod hätte ausarten können.

So lange das Nachtdunkel dauerte, waren Gaudenzio und Volpone, hinter dem Wall der in dichten Gruppen beisammen sitzenden oder stehenden Freiwilligen versteckt, vollkommen sicher; kaum aber zeigte sich der erste Schimmer der Morgenröthe, so sahen sie ein, daß ihre Position nicht mehr haltbar war.

Wie zwei Schatten verließen sie den Trupp der Freiwilligen, schlichen an dem Zambianchi's vorüber, wo der Pfaffe einen teuflischen Blick auf das schöne Gesicht unserer Heldin warf, und entfernten sich dann weiter ins freie Feld.

Es war nun heller Tag. Alle, die sich außerhalb der Herberge befanden, wimmelten wie ein Ameisenhaufen um die Feuer herum, die man nur mit Mühe unterhielt, und streckten die Hände über die spärlichen Flammen, um sich zu erwärmen, oder näherten denselben ihre schmerzenden Füße, in der Hoffnung, den Zustand derselben dadurch zu verbessern.

Auf diese Weise sah man eine fortwährende Bewegung und hörte betäubendes Getöse.

Jeder erzählte die Katastrophe der Nacht mit mehr oder weniger Beredsamkeit. Viele nannten sie eine Züchtigung, welche Gott über die Priester verhängt

habe, durch welche so viele Unglückliche in jenem fluchbeladenen Kerker gefangen gehalten und gemartert worden seien.

Der Mensch hat stets Vorliebe für das Außerordentliche und Ungewöhnliche, und Viele erzählten daher in vollem Ernste, sie hätten ein furchtbares unterirdisches Geschrei gehört, und Andere wollten in der Luft allerhand Gespenster gesehen haben, die natürlich die Opfer der Inquisition sein mußten, und sie verwünschten das Pfaffenthum, welches nur zum Unheil für das unglückliche Volk Italiens besteht.

Die im Innern des Hauses befindlichen Gäste, welche Etwas zu essen und zu trinken, ein Bett, einen Tisch, eine Bank oder so etwas Aehnliches hatten erbeuten können, schliefen und schnarchten noch nach Herzenslust.

Unter den draußen Campirenden befanden sich Zambianchi, Leonidas, Cantoni und die beiden Mädchen. Paolo, der schon erwähnte Artilleriesergeant, hatte sich ebenfalls mit angeschlossen.

Die anderen Gruppen bestanden größtentheils aus den disciplinirtesten der Freiwilligen, welche, dem Beispiel ihres kühnen Anführers folgend, es vorzogen, der rauhen Jahreszeit Trotz zu bieten.

Die aus dem festen Schlosse hinweggeführten Aufseher und Wächter hatte man in ein großes Parterrezimmer der Herberge eingeschlossen.

„Wie zum Teufel ist nur Alles zugegangen?“ fragte Leonidas den Artilleristen. „Wolltet Ihr denn auch

uns unter den Trümmern dieses fluchbeladenen Kerkers begraben?"

„Heiliges Blut der Madonna!" entgegnete Paolo, der auch aus Bologna gebürtig war; „was soll ich sagen? Die beiden Matrosen haben mit ihrer Betrunkenheit Alles verdorben, aber auch leider dafür büßen müssen, die armen Schelme."

„Sie sind wohl drinnen geblieben?" unterbrach Leonidas ungeduldig.

„Ja, sie sind drinnen geblieben und entweder zu Asche verbrannt oder in die Luft geflogen," antwortete Paolo. „Seit langer Zeit hatten sie keine geistigen Getränke genossen, weil sie während ihrer Gefangenschaft keinen Sold erhielten und folglich kein Geld hatten, um sich deren zu kaufen. Sobald sie daher den Schlüssel zum Keller erhalten hatten, um darin Brennstoffe zu präpariren, betranken sie sich in Wein und Branntwein dermaßen, daß sie alle Besinnung verloren und das Feuer anzündeten, ohne den Befehl dazu abzuwarten. Als ich in den Keller kam, fand ich sie in einem förmlichen Meer von Spirituosen, in welchem sie sich wie Krebse auf allen Vieren umherbewegten, und da das Feuer mit rasender Schnelle immer weiter um sich griff, so eilte ich auf meinen Posten, um die nach der Pulverkammer gelegten Zündschnuren in Brand zu setzen. Als ich aus dem an die Pulverkammer stoßenden Gemach heraustrat, begegnete ich der alten Susanne, die sich mit allen ihren Habseligkeiten beladen hatte, denn sie wollte, selbst auf

die Gefahr hin, zu verbrennen oder den Hals zu brechen, Nichts davon zurücklassen. Ich hatte jedoch mehr zu thun als mich mit diesem häßlichen Geschöpf zu befassen. Ich verließ sie daher und eilte, um meine eigene Sicherheit besorgt, über die Brücke und dann den Abhang hinunter. Es war auch mein Glück, daß ich mich nicht länger aufgehalten hatte, denn kaum war ich hundert Schritt weit von dem Schlosse hinweg, so erfolgte die Explosion, und ich versichere Euch, daß ich der verderblichen Wirkung derselben nur durch ein Wunder entrann. Steine und andere Trümmer stürzten in furchtbaren Massen rings um mich herab, zum Glück aber hatte ich mich hinter einem Damm der Straße niedergeworfen und dieser Vorsicht verdanke ich, daß ich noch lebe."

„Aber, Paolo," unterbrach Zambianchi, „Du hattest jedenfalls die Länge der Zündschnuren nicht richtig berechnet, denn die Explosion fand früher statt als sie sollte."

„Die Länge der Zündschnuren war ganz richtig berechnet, wahrscheinlich aber sind sie in Folge des Eindringens der Flammen von außen schneller verbrannt als außerdem der Fall gewesen wäre," antwortete der Artillerist. „Wie Dem aber auch sein möge, so war die Sprengung dieses furchtbaren Bollwerks der Inquisition eine prachtvolle, und ich kann nur wünschen, daß jedem Kerker der Tyrannei ein ähnliches Ende beschieden sei. Mich dauern blos die dabei umgekommenen beiden Matrosen, die wirklich

ganz vortreffliche Patrioten waren. Als ich, nachdem die Wirkungen der Explosion vorüber waren, hinter dem schützenden Damm hervorkroch, rannte ich eiligst weiter, um von diesem Schauplatz des Entsetzens hinwegzukommen. Von den Blitzen, dem Donner und dem Krachen, welches mir noch in den Ohren hallte, geblendet und betäubt, stolperte ich und hätte mir beinahe das Gesicht an einer Barrière zerschlagen. Mein Fuß war an einen umfangreichen, aber weichen Gegenstand angestoßen, der mir zugleich Schauder und Furcht einflößte. Ich schauete mich um, und in demselben Augenblick beleuchtete ein greller Blitz die halbverbrannte Gestalt der Megäre, welche ich kurz vorher noch innerhalb der Festung gesehen. Obschon jetzt nur noch verstümmelte Leiche, hielt sie dennoch zwischen ihren Händen wie mit einer Zange einige von den Gegenständen fest, welche sie mit sich fortzuschleppen versucht hatte. Alles dies sah ich mit einem Blick und setzte dann meinen Schnelllauf bergab weiter fort, ohne mich wieder umzudrehen."

„Aber," fragte Zambianchi, „wer muß denn jenen schurkischen Priester losgemacht haben, daß er nicht mit seiner Dulcinea zugleich in die Luft geflogen ist?"

„Ich!" entgegnete Leonidas ruhig; als er aber hörte, daß der Jesuit Ida's Entführer und Verfolger gewesen, gab er über sein unzeitiges Mitleid aufrichtiges Bedauern kund.

„Da wir," sagte Paolo, „von dem Pfaffen sprechen, so fällt mir dabei ein, daß Ihr auch das „Rette sich

wer kann!“ des Commandanten Volpone, dieses tapfern Söldners des Papstes, gehört haben werdet. Wohlan, kurz darauf sah ich auch das schwarze Gespenst des Jesuiten in derselben Richtung eiligst nachfolgen.“

Ein tödlicher Schauer durchrieselte die Glieder der armen Ida, als sie hörte, daß ihr Verfolger sich gerettet hatte, und liebend lehnte sie ihr Haupt an Cantoni's Schulter, wie um sich seines Schutzes zu versichern.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß des ersten Bandes.

Die Herrschaft des Mönchs

oder

Rom im neunzehnten Jahrhundert.

Von General Garibaldi.

Rechtmäßige und gesetzlich geschützte Original-Ausgabe in deutscher Sprache.

Zwei Bände. **Preis**: 3 Thaler = 5 fl. 40 kr. ö. W.

2. Auflage. Volks-Ausgabe, 1 Thlr. = 1 fl. 80 kr. ö. W.

Wer kennt nicht den Einsiedler von Caprera, der, nachdem er lange Jahre für die Unabhängigkeit und Freiheit nicht blos seines eigenen Vaterlandes, sondern auch fremder Nationen jenseits des atlantischen Oceans gekämpft, in seinen gerechten Erwartungen getäuscht sich grollend auf das Eiland zurückgezogen hat, wo Zustände und Persönlichkeiten, die er nur mit Trauer, Haß und Verachtung betrachten kann, ihn wenigstens nicht unmittelbar berühren oder sein Auge beleidigen?

Hier hat er, der Cincinatus der Neuzeit, nachdem er hochherzig auf Alles verzichtet, was sein blankes Schwert und der Zauber seines Namens ihm hätten zu Füßen legen können, Muße gefunden, ein Buch zu schreiben, wie die Literatur aller Zeiten und Völker noch keins besitzt.

Die bodenlose Sittenverderbniß, die grauenhafte Corruption und die tiefe moralische Versunkenheit der „ewigen Roma," die zweimal den Erdkreis beherrscht und die Völker entweder durch rohe physische Gewalt oder durch schlauen geistigen Trug und Druck in schmachvolle Fesseln geschlagen, gehen hier an dem Auge des Lesers in einer Reihe von Bildern vorüber, deren Zeichnung eben so lebenstreu und scharf, wie ihr Colorit wunderbar markig und naturwahr ist.

Neben geistlichen Würdenträgern, die sich nicht entblöden, ihr gieriges Augenmerk auf stets neue Opfer ihrer Sinnenlust zu richten, neben den verworfenen Creaturen, die sich zu bereitwilligen Helfershelfern und Werkzeugen dieser hochgestellten Wüstlinge hergeben, schreiten die echten Römer, die Männer des Volkes, welches einst das erste der Welt war, einher, und setzen Gut und Blut daran, um ihrem Vaterlande wieder die Bahn zu öffnen, die es zum Ziele seiner culturhistorischen Mission führen kann.

Schöne Frauen, ritterliche Briganten und heldenmüthige, wenn auch excentrische Kinder der freiesten Nation Europa's unterstützen diese selbstverleugungsvollen Patrioten in ihren Bemühungen und theilen die gefahrvollsten Abenteuer und Kämpfe mit ihnen.

Aber es ist Alles umsonst. Die „Herrschaft des Mönchs" stützt sich auf die dienstbereiten Bajonnete, die schon einmal die römische Republik, die junge Frucht des Völkerfrühlings von 1848, vernichtet — eine Frucht, deren abermaliges Erblühen nun in dem Blute des Straßenkampfes von Rom und des Schlachtfeldes von Mentana ertränkt wird!

Dies ist es, was zündend und meisterhaft dargestellt, den Inhalt des merkwürdigen Buches bildet, welches in allen Hauptsprachen gleichzeitig erschienen, die Aufmerksamkeit nicht blos Europa's, sondern aller civilisirten Nationen der Erde beschäftigt.

Dalmatien und seine Inselwelt,

nebst Wanderungen durch die

Schwarzen Berge.

Von

Heinrich Noë.

30 Bogen. 8. Elegant in illustrirtem Umschlag geheftet.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr. = 3 fl. ö. W.

In diesem Buche entwirft der Verfasser in seiner bekannten Weise ein farbenreiches Bild des seltsamen Landes, welches man eine „Schweiz im Meere" nennt. An der Grenze abendländischer und östlicher Sitte gelegen, bietet es dem Wanderer Schauspiele, wie keine andere Gegend unseres Erdtheiles. In seinen Bewohnern vermengt sich jenes Element, welches uns so überraschend in den phantastischen Schöpfungen des südslavischen Heldenliedes entgegentritt, mit mühevollem Leben auf dem Meere, mit den Bestrebungen der Schifffahrt, mit dem friedlichen Wein- und Oelbau, wie mit den Einzelheiten malerischen Elendes auf dem klippenreichen Boden. Für die Einbildungskraft des dalmatinischen Volkes gab es in vergangenen Jahrhunderten zwei Hauptstädte der Erde und ihres Landes: Stambul und Venedig. Diese sind mit den Einwirkungen, welche im Mittelmeer- und Adriabecken von beiden ausgingen, noch heute die Angelpuncte dalmatinischen Wesens.

Der Verfasser führt uns auf die weinreichen, grünen Inseln, in die einstmaligen Venetianer-Städte der Küste, zeigt uns die Kalkeinöden des Festlandes, hie und da von üppigen Thälern unterbrochen, das flache Zara, auf welches der beschneite Welebit hinschaut, die Warte der Wila's und der Räuber — Sebenico, von grauen Felspässen gehütet — Spalato, dessen Gassen in den einstigen Gängen des Kaiserpalastes liegen, — das palmenreiche Ragusa und sein Volk, hervorragend durch Pflege heimatlicher Dichtkunst und sanfter Sitte — die finstere Bocca, den meilenlangen tiefgrünen Alpensee — Cattaro, vom Riesen Lowcen überragt — zuletzt den Schwarzen Berg, die Heimat der Wölfe und „Falkenmenschen." Ueberall knüpft er an die Erscheinungen der Natur nicht minder an, als an die Ueberlieferungen südslavischer Sage und heimischen Liedes, an die Beobachtung menschlichen Treibens auf dem „wüsten Felde," dem Meere, wie an die Hantirung der Menschen in den Klüften und auf den grünen Oasen des dinarischen Karstgebirges. Wir dürfen wohl sagen, daß hier zum ersten Mal eine lebendige Schilderung des südlichen Küstenlandes geboten wird, welches dem Verständniß unseres Publicums bis zu den neuesten Ereignissen herab „unbekanntes Land" geblieben ist.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Die Kunst Sänger zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung,

besonders für Dilettanten,

sich in der Kunst des Gesanges, in Bezug auf

Stimme und Vortrag

durch Selbstunterricht zu vervollkommnen.

Von

Gotthold Calberg.

10 Bogen. 8. Elegant in illustrirtem Umschlag geh.
Preis $12\frac{1}{2}$ Sgr. = 75 kr. ö. W.

Indem wir dieses Büchlein der Oeffentlichkeit übergeben, glauben wir dem Wunsche vieler jungen Herren und Damen nachzukommen, welche dem Gesange sich zu widmen (sei es zu ihrer Unterhaltung, sei es um einen Erwerb aus dieser Kunst zu machen) gewillt sind. Der Verfasser hat in diesem Buche den Gesang der professionellen Sänger, wie der Dilettanten in gleicher Weise berücksichtigt und ein besonderes Augenmerk dem in neuerer Zeit so schnell zu Bedeutung und zu Pflege gelangten Chorgesange zugewendet. Man findet in dem Buche die Vorbereitungen zu dem Gesange des Liedes, des Oratoriums, der Cantate, des Chorgesanges und der Oper, somit sind viele Stylarten, denen eine Stimme in der praktischen Ausübung des Gesanges unterworfen sein kann, berücksichtigt. Jeder, der singt oder singen will, wird in dem Inhalt Etwas finden, was ihn besonders interessirt, und das Ganze wird zugleich unterhalten und belehren. In einem Anhange bespricht der Verfasser die bedeutendsten Institute der Oper und der Gesangvereine, und wir möchten fast sagen, er resumirt in diesem Theile praktisch, was er im Haupttheile des Buches als Theorie aufgestellt hat. Ein besonder Werth ist darin zu suchen, daß der Verfasser nicht wie viele Andere, nur theoretisch sich mit dem Thema beschäftigt hat, sondern daß als Dirigent der Oper und oratorischer Aufführungen er bei der Behandlung dieses Stoffes von den reichsten praktischen Erfahrungen geleitet wurde.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Garibaldi, Giuseppe,

Cantoni der Freiwillige Geschichtlichen Roman von Giuseppe Garibaldi.
Deutsche Ausgabe

Bd.: 1

Wien 1870